

4. Strategien der Vergeschlechtlichung und die (Re-)Produktion heteronormativer Ordnung im Sport

»Das symbolische Kapital als ein nach besonderen Wahrnehmungskategorien konstruiertes Wahrgenommenwerden setzt das Vorhandensein von sozialen Akteuren voraus, die in ihrem ganzen Denken so konstituiert sind, daß sie erkennen und anerkennen, was sich ihnen bietet, und ihm Glauben schenken, und das heißt in bestimmten Fällen: Gehorsam, Unterwerfung.« (Bourdieu 1998: 176)

Wie bereits deutlich wurde, haben Frauen in den vergangenen Dekaden »die Riegel des Zugangsrechts« in vielen Sportarten gesprengt (Bourdieu 1993: 107) und sich die Teilhabe am Leistungssport auf nationalem und internationalem Niveau erkämpft. Arrivierte Akteurinnen im Feld des Sports – in besonderem Maße in sogenannten Männersportarten – sind Frauen deshalb jedoch keineswegs. Das hat das vorausgehende dritte Kapitel gezeigt. Athletinnen kommt nach wie vor der Status von Neulingen zu, die ihre Legitimität im Feld beweisen und Anerkennung für ihre Leistungen einfordern müssen. Mit ihrer Teilnahme am Leistungssport stellen sie einerseits herkömmliche Strukturen des Feldes in Frage – vor allem mit Blick auf dessen geschlechtliche Ordnung –, andererseits aber lassen sie sich auf dessen grundlegende Regeln und Gesetze ein, insbesondere auf das für den Sport konstitutive Leistungsprinzip. Wären sie zu Letzterem nicht bereit, könnten sie sich sogleich aus dem Wettkampfsport verabschieden. In diesem Sinne sind Athletinnen emanzipierte Vorreiterinnen und systemtreue Feldspielerinnen zugleich.

Das gilt auch für die von mir interviewten Ringerinnen, Gewichtheberinnen, Eishockey- und Fußballspielerinnen, die in diesem Kapitel zu Wort kommen. Die Sportlerinnen sind zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 18 und 37 Jahre alt und alle seit Langem im Wettkampfsport aktiv, wenn auch auf unterschiedlichen Leistungsniveaus. Die Ringerinnen und Gewichtheberinnen trainieren an bundesdeutschen Olympiastützpunkten und sind zum Zeitpunkt der Interviews Teil der Nationalteams. Die Fußballerinnen wiederum spielen in der ersten Bundesliga, wohlgerne in Vereinen, die erst seit ein beziehungsweise zwei Jahren eine Erstligamannschaft haben. Das Eishockeyteam, das ich kennenlernte, ist in der zweiten Bundesliga aktiv, und die Spielerinnen verfügen im Verhältnis zu den anderen Interviewpartnerinnen über den geringsten Grad an Professionalisierung. Entgegen ihren Kolleginnen erhalten sie keine finanzielle Förderung, weder vom Verein noch vonseiten nationaler Sportförderstrukturen. Fünf der Spielerinnen (Lisa, Rike, Anja, Isabelle und Nina) gehen einer Vollzeitbeschäftigung nach, die Jüngste im Team (Inga) geht noch zur Schule. Der Trainer des Teams erhält lediglich eine finanzielle Aufwandsentschädigung durch den Verein. Fahrtkosten zu Auswärtsspielen muss das Team in Teilen aus privater Kasse bezahlen, die Trainingszeiten, die den Spielerinnen zur Verfügung gestellt werden, liegen am späten Abend; ein Problem, das in den Interviews vielfach zur Sprache kommt.

Im Vergleich dazu trainieren die interviewten Fußballerinnen, Ringerinnen und Gewichtheberinnen unter professionelleren Bedingungen. Ihre Trainer_innen sind von den Vereinen und Verbänden fest angestellt, und die Athletinnen haben problemlos Zugang zu allen notwendigen Sportstätten. Die Ringerinnen und Gewichtheberinnen sind bis auf eine Ausnahme (die Ringerin Maja) in nationale Sportförderstrukturen eingebunden, sie sind entweder Berufssoldatinnen oder machen bei der Bundespolizei oder der Feuerwehr eine mehrjährige, das Sportengagement begleitende Berufsausbildung. Die Einbindung in diese Strukturen ermöglicht es den Athletinnen, sich auf den Sport zu konzentrieren und hohe Trainingspensens zu absolvieren, während sie zugleich ihren Lebensunterhalt sichern.¹ Letzteres ist nicht für alle sechs interviewten

1 | Die in der Bundesrepublik Deutschland vom Bundesministerium des Innern finanzierte Sportförderung erstreckt sich auf die Bereiche der Bundeswehr, der Bundespolizei und der Feuerwehr (www.bmi.bund.de). Voraussetzung für die Auf-

Fußballerinnen möglich. Nur vier von ihnen, Ela, Nadine, Ina und Andrea, haben zum Zeitpunkt der Gespräche einen Vertrag mit ihrem Verein über ein geringes, jedoch nach eigener Auskunft die monatlichen Kosten deckendes Gehalt. Die Summen liegen zwischen 600 und 1.100 €. Ela lebt darüber hinaus in einer von ihrem Verein bezahlten Wohnung, die sie mit einer Teamkollegin teilt. Zwei weitere Spielerinnen, Hannah und Esther, befinden sich in der Zeit der Interviews in einer Berufsausbildung jenseits des Sports und haben so ein monatlich gesichertes finanzielles Auskommen.

Das unterschiedliche Leistungsniveau der Sportlerinnen schlägt sich in besonderem Maße auch in den Trainingsumfängen nieder, die die Athletinnen wöchentlich absolvieren. Besonders hoch liegt der zeitliche Aufwand bei den Ringerinnen und Gewichtheberinnen. Sie verbringen zwischen 16 und 24 Stunden pro Woche beim Training, abhängig vom Wettkampfkalender. So hatten beispielsweise zwei Ringerinnen (Stephanie und Miriam), die ich zu Beginn der Vorbereitungszeit auf internationale Meisterschaften interviewte, sechs Wochen mit je 24 fest eingeplanten Trainingsstunden vor sich. Im Vergleich dazu trainieren die Fußball- und Eishockeyspielerinnen verhältnismäßig wenig, was jedoch auch sportartenbedingt ist. In den beiden Bundesliga-Fußballvereinen waren pro Woche zwischen vier und sechs Trainingseinheiten à eineinhalb bis zwei Stunden angesetzt. Hinzu kommt, dass die Spielerinnen während der Saison je ein Spiel am Wochenende absolvieren. Der von meinen Interviewpartnerinnen angegebene Trainingsumfang variierte zwischen sechs und elf Stunden wöchentlich. Noch einmal geringer war der zeitliche Aufwand bei den Eishockeyspielerinnen, die zweimal die Woche für eineinhalb Stunden auf dem Eis waren. Mehr »Eiszeit«, berichteten die Spielerinnen, stelle ihnen der Verein nicht zur Verfügung. Anzumerken bleibt, dass zwei der Eishockeyspielerinnen (Lisa und Rike) sich insofern von ihrem Team unterscheiden, als dass sie jenseits des

nahme in die Sportförderung ist die Einstufung de_r Athlet_in in die Nationalkader der Sportverbände. Die Sportförderung wird in Abhängigkeit von der Leistung verlängert oder gegebenenfalls auch ausgesetzt oder abgebrochen. Grundsätzlich bieten die genannten Institutionen sogenannte duale Karrieren an, die es den Sportler_innen erlauben sollen, während ihrer Aktivenzeit eine Berufsausbildung abzuschließen (zum Problem der Vereinbarkeit von Spitzensport und Beruf vgl. Borggreve 2013).

Trainings auf dem Eis auch anderweitig trainieren. Sie gehen laufen und spielen in Inline-Hockey-Teams und geben an, insgesamt zwischen acht und neun Stunden Sport pro Woche zu treiben.

Trotz der unterschiedlichen Leistungsniveaus und der zum Teil sehr unterschiedlichen Bedingungen, unter denen meine Interviewpartnerinnen ihrem Sport nachgehen, vereint die Athletinnen ein Selbstverständnis als »Leistungssportlerinnen« und das Bewusstsein dafür, dass es keine Selbstverständlichkeit ist, als Frau in einer Männersportart aktiv zu sein. Das sei einfach »ungewöhnlich«, wenn nicht sogar »außergewöhnlich«. Ihr Sportengagement trage – wie die Eishockeyspielerin Isabelle es formuliert – »den Stempel des Männlichen« (Isabelle EH01). Eishockey, Ringen, Gewichtheben, Fußball – in den Augen meiner Interviewpartnerinnen sind diese Sportarten Männersportarten² und somit etwas, das Frauen gemäß der Überzeugung der breiten Öffentlichkeit eigentlich nicht machen. Bewusst wird dies den Athletinnen zum Beispiel dann, wenn Personen erstaunt, überrascht, verwundert und manchmal auch erschrocken auf ihr Sportengagement reagieren. So wie im Fall der Ringerin Tanja, deren ganze Familie im Verein des Heimatdorfes aktiv ist. Der Vater war Gründungsmitglied, die Mutter ist im Vorstand und der ältere Bruder kämpft in der Regionalliga. Im Dorf ist Ringen »richtig bekannt«, erzählt Tanja, jede_r kennt die Sportler_innen, und egal, ob Junge oder Mädchen, wer Lust hat, zu trainieren, der oder die ist willkommen. Dass es etwas Besonderes ist, als Mädchen zu ringen, bemerkt Tanja erst nach ihrem Wechsel an die Sportschule in der nächstgelegenen größeren Stadt. Für die Leute im Internat sei es gleich »zweimal ungewöhnlich« gewesen (Tanja, RI01), dass ein Mädchen auf der Matte steht. Denn Ringen sei zum einen eine »Randsportart«, die kaum jemand kennt, und zum anderen sei die Vorstellung, dass auch Mädchen »Kopfnüsse« verteilen, für viele ungewohnt. Vor allem zu Beginn reagierten viele »erschrocken«, sagt Tanja, fügt jedoch abmildernd hinzu »aber eher so im positiven Sinne (.) erstaunt könnt man jetzt auch sagen« (Tanja RI01).

Erstaunen und Verwunderung darüber, dass Frauen ringen, Gewichte heben, Eishockey oder Fußball spielen, zeigt sich den Sportlerinnen auch dann, wenn Arbeitskolleg_innen, neue Bekanntschaften oder auch

2 | Der Begriff »Männersportart« taucht in den Interviews zur Beschreibung des eigenen Sportengagements explizit auf und wird von mir als Forscherin nicht eingeführt.

Verwandte nachfragen und Interesse am Sportengagement der Athletinnen zeigen. Immer wieder wollten Leute wissen, wie sie denn überhaupt als Frau zum Ringen komme, erzählt beispielsweise Tanjas Kollegin Miriam. Und die Fußballerin Nadine erklärt, sie müsse häufig erstmal »Aufklärungsarbeit« in Sachen Frauenfußball leisten (Nadine FBo6). Viele verstünden selbst Bundesliga-Frauenfußball als »so 'ne Hobbysportart von Frauen« (Nadine, FBo6) und hätten keine Ahnung, wie viel Arbeit und Trainingsaufwand dahinterstünden. Die meisten seien überrascht, wenn sie hörten, dass sie täglich trainierten und es sich um »knallharten Leistungssport« handele. Ähnlich verhält es sich aus Isabelles Sicht auch im Eishockey. Viele Leute wüssten gar nicht, dass auch Frauen auf dem Eis stehen und dem Puck hinterherjagen und es darüber hinaus seit Jahren ein Eishockeynationalteam der Frauen gibt. Während ihrer Zeit als Sportstudentin, so berichtet Isabelle, sei sie stets aufgefallen, weil sie die einzige Eishockeyspielerin weit und breit war und sich Dozent_innen aufgrund dessen immer an sie erinnerten. Handballerinnen und Volleyballerinnen habe es damals »wie Sand am Meer« gegeben, Frauen im Eishockey waren jedoch eine Seltenheit und »sehr außergewöhnlich« (Isabelle, EHo1). In den letzten Jahren habe sich dies aber ein wenig verändert, sagt Isabelle später, der Anblick von Frauen in »Männersportarten« sei mittlerweile zumindest »so 'nen bisschen normaler« geworden (Isabelle EHo1). Diese Einschätzung teilen auch andere Sportlerinnen. Vor allem die Fußballerinnen betonen, dass der Frauenfußball in den vergangenen Jahren »mehr Zuspruch bekommen hat« (Hannah, FBo1). Fast jeder wisse heute über die großen Erfolge der Nationalmannschaft der Frauen Bescheid, und manchen seien sogar die Namen der Spielerinnen bekannt. Einen großen Anteil am »Volkssport Nummer Eins« (Hannah, FBo1) habe der Frauenfußball allerdings immer noch nicht. Vielleicht spielt er eine »zweiprozentige Rolle« (FBo1), schätzt Hannah, und Andrea ist der Meinung, dass Fußball halt »schon noch 'ne sehr männerlastige Sportart« (FBo5) ist. Ähnlich bewerten die Ringerinnen und Gewichtheberinnen die Situation. Sie alle heben einerseits hervor, dass sich zunehmend Mädchen und Frauen für ihre Sportarten begeistern, bemerken aber zugleich, dass sie zahlenmäßig nach wie vor deutlich unterrepräsentiert sind. Es sei schade, dass nur so wenige Mädchen und Frauen den Schritt zum Gewichtheben wagen, beklagen zwei jüngere Gewichtheberinnen im Interview. Dabei sei es doch eine klasse Sportart und mache eine Menge Spaß, sagen die beiden auf meine Frage, was sie sich für ihre Zukunft und die

des Gewichthebens wünschen. Mädchen und Frauen sollten einfach mal reinzuschnuppern, es einfach mal versuchen, lautet Sonjas »Appell«, wie sie es selber nennt, »mehr [...] wie nich gefallen kann's dir ja nich. Es kann dir ja nich wehtun.« (Sonja, GH03)

Wenngleich die Athletinnen in den Interviews mit Begeisterung über ihren Sport sprechen und sich, wie die beiden zitierten Gewichtheberinnen, wünschen, dass mehr Mädchen und Frauen aktiv werden, machen sie zugleich klar, dass die Partizipation in einer Männersportart nicht durchgehend problemlos ist. Ganz im Gegenteil, eine Sportart zu betreiben, in der hauptsächlich Jungen und Männer zu finden sind und die im Umkehrschluss für Frauen als ungewöhnlich gilt, ruft nicht nur Bewunderung hervor, sondern bedeutet auch, mit Widerständen und Schwierigkeiten konfrontiert zu sein. Und eben dies machen alle Sportlerinnen häufig schon bei der Beantwortung der Eingangsfrage des Interviews zum Thema, das heißt im Kontext der Erzählung der eigenen Sportbiografie, deutlich.³ So berichten einige meiner Interviewpartnerinnen von Problemen beim Einstieg in die Sportart, von Einwänden der Eltern und ihren Sportverboten, von strukturellen Benachteiligungen in Sachen Trainingsbedingungen sowie von fehlender Aufmerksamkeit und Unterstützung in den Vereinen und vonseiten der Verbände. Andere wiederum erzählen von der Nicht-Beachtung und ungerechten Behandlung durch Trainer sowie von Beschimpfungen und dummen Sprüchen, die ihnen innerhalb und außerhalb des Sportkontextes begegnen. Die Palette der zur Sprache gebrachten sozialen Sanktionen ist breit und bestätigt weitgehend das, was bereits vorliegende Forschungen herausgearbeitet haben (vgl. Lenskij 2005, Hall 2016, Hartmann-Tews/Alfermann 2006, Kleindienst-Cachay/Heckemeyer 2008). Vor allem identitätstheoretisch ausgerichtete Arbeiten haben nicht nur mit Blick auf Frauen in Männersportarten darauf verwiesen, dass die Teilhabe am Sport für Mädchen und Frauen häufig mit widersprüchlichen Erfahrungen, mit Identitätsgewinnen und Identitätsgefährdungen, verbunden ist. Können Sporttreiben

3 | Die Eingangsfrage beziehungsweise einleitende Erzählaufforderung lautete: Zu Beginn möchte ich Dich/möchte ich Sie bitten, mir deine/Ihre persönliche Sportgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Dir/Ihnen dazu einfallen (von der Kindheit bis heute). Du kannst Dir/Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Du möchtest/Sie möchten. Ich werde Dich/Sie nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch mal darauf zurückkommen.

und die damit verbundenen Körpererfahrungen einerseits als empowernd und ermutigend wahrgenommen werden, so bedeutet das Eindringen in männlich dominierte Sportkontexte sowie die Aneignung männlich konnotierter Körperpraktiken und Körperpräsentationen zugleich auch das Überschreiten von Geschlechtergrenzen und zieht negative soziale Sanktionen nach sich (vgl. Gieß-Stüber 2000, Kunzendorf/Kleindienst-Cachay 2003, Mennesson 2004, Scraton et al. 1999).

Interessant ist, dass meine Interviewpartnerinnen die erlebten Widerstände, Hindernisse und Probleme ohne Umschweife ansprechen und somit aktiv ein Bild ihres Sportengagements zeichnen, das auch die Auseinandersetzung mit sozialen Sanktionen beinhaltet.⁴ Im Kontext meiner Analysen nehme ich diese Diskriminierungserfahrungen in ihrer empirischen, wenn auch subjektiven Faktizität ernst und deute sie als praktische Realisierungen jener hierarchisierenden und den Frauensport abwertenden objektiven Strukturen, die ich zuvor beschrieben habe. Darüber hinaus geht es mir im Folgenden aber auch um die Funktion der in den Interviews thematisierten Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Denn diese sind stets eingebunden in breitere, umfangreichere Erzählungen meiner Gesprächspartnerinnen als Sportlerinnen respektive als Frauen im Sport; mehr noch: Das Sprechen über Widerstände und negative Sanktionen scheint mir konstitutiv für die Narration als Athletin in einer Männersportart. Mit dem männlich konnotierten Sport und seinen Anforderungen anzuecken, so ließe sich dieser Gedanke zuspitzen, ist immer auch ein Nachweis von Frausein.

Diese Gedanken möchte ich im Folgenden entfalten, indem ich weniger die Hindernisse, Probleme und Sanktionen, mit denen sich die Sportlerinnen konfrontiert sehen, in den Vordergrund rücke, sondern vielmehr die Frage, *wie* diese von meinen Interviewpartnerinnen erzählt und bearbeitet werden. Im Fokus meiner Analysen stehen dabei zwei zentrale

4 | Spreche ich an dieser Stelle von einem offenen Umgang mit erlebten Problemen und Benachteiligungen, so spiele ich darauf an, dass die Sportlerinnen die Situationen ohne direkte Nachfrage meinerseits thematisieren. Zu berücksichtigen ist allerdings, dass in der Interviewsituation auch Erwartungen an mich als Forscherin zum Tragen kommen, die das Reden von und Berichten über Diskriminierungserfahrungen begünstigen. Es ist davon auszugehen, dass die Sportlerinnen meine Forschungsanliegen und -interessen antizipieren und auch aufgrund dessen Probleme und Benachteiligungserfahrungen zur Sprache bringen.

Aspekte. In einem ersten Schritt geht es mir in Kapitel 4.1 um die Auseinandersetzung der Sportlerinnen mit Momenten der Marginalisierung von Frauen im Leistungssport. Ganz konkret kommen soziale Sanktionen zur Sprache, die die Leistungsfähigkeit der Athletinnen beziehungsweise die Leistungsfähigkeit von Frauenkörpern im Allgemeinen abwerten und damit deren Eignung als Sportkörper infrage stellen. Wie ich zeigen werde, begegnen meine Interviewpartnerinnen dieser Form der Marginalisierung mit dem Versuch, Frauenkörper als Sportkörper zu legitimieren. Es handelt sich dabei im Sinne meiner theoretischen Überlegungen (vgl. Kapitel 2) um eine spezifische Strategie der Vergeschlechtlichung, die sich unter anderem in der Forderung nach Gleichberechtigung im Sport manifestiert.

Im zweiten Teilkapitel (Kapitel 4.2) stehen die von den Athletinnen thematisierten Adressierungen als »Mannweiber« und »Lesben« im Zentrum der Analyse. Beide Bezeichnungen werden von meinen Interviewpartnerinnen als Diskreditierungen von Frauen in Männersportarten respektive als ungerechtfertigte Pauschalisierungen und Abwertungen beurteilt. Interessant ist nun, dass und wie die Sportlerinnen die pejorativen Anrufungen mit Inhalt füllen, sich gegen sie zur Wehr setzen und im Zuge dessen Frausein und Weiblichkeiten in Form eines Heteronormalisierens des Sportlerinnenkörpers verhandeln. Dieser zweite Analyseteil skizziert damit eine Art Gegenbewegung zu den im ersten Schritt beschriebenen Legitimierungsstrategien.

4.1 GLEICHBERECHTIGUNG FORDERN – FRAUKÖRPER ALS SPORTKÖRPER

Dass sich Athletinnen vor allem dann, wenn sie in Männersportarten aktiv sind, von etablierten Akteur_innen in Vereinen und Verbänden, aber auch von Zuschauer_innen und einer breiteren medialen Öffentlichkeit kritisch beäugt sehen, ist aus bereits vorliegenden Studien bekannt und gewissermaßen ein Gemeinplatz geschlechtertheoretischer Forschungen zum Sport (vgl. Cahn 2015, Hargreaves/Anderson 2014). Jenseits des Erstaunens oder gar Entsetzens darüber, dass Frauen gewillt sind, Sportarten zu betreiben, die lange Zeit ausschließlich Männern vorbehalten waren, spielt dabei der Zweifel an der sportlichen Kompetenz und der physischen Leistungsfähigkeit der Athletinnen eine zentrale Rolle. Zwar

finden sich heute kaum mehr Argumentationen, die Frauen generell sportliches Können absprechen; die Überzeugung, dass sie schlechtere ›Sportler‹ sind als Männer, hält sich allerdings konsequent. Deutlich wird dies unter anderem in allseits bekannten Sätzen wie »Du wirfst wie ein Mädchen« oder »Du spielst wie ein Mädchen«. Adressaten dieser Redewendungen sind in der Regel nicht Frauen oder Mädchen, sondern Jungen und Männer, deren sportliche Leistungen als schwach oder schlecht gelten. Einen Ball nicht weit oder ungenau zu werfen oder beim Fußball einen Fehlpass zu spielen, wird dabei synonym gesetzt mit dem sportiven (Nicht-)Können von Mädchen und Frauen. Dass die genannten Redewendungen auch heute gang und gäbe sind, zeigte eine im Sommer 2014 von der Marke Always lancierte Kampagne mit dem Titel #wieeinmädchen⁵. Auf die Frage, was es bedeute, wie ein Mädchen zu werfen, zu laufen oder zu kämpfen, imitierten die Befragten – egal ob Mädchen, Jungen, Männer oder Frauen – stereotyp weibliche, lächerlich erscheinende Bewegungsweise. Das Bild des unsportlichen beziehungsweise sportlich ungeschickten Mädchens hält sich also nach wie vor – und dies trotz der mittlerweile großen Zahl an (hoch-)leistungssportlich aktiven Frauen, die vielfach bewiesen haben, dass sie werfen, laufen und kämpfen können.

Dass die Anerkennung erbrachter Leistungen und sportiven Könnens von Frauen nach wie vor nicht selbstverständlich ist, thematisieren auch meine Interviewpartnerinnen. Wie bereits angedeutet, berichten die Sportlerinnen von unterschiedlichen Situationen, in denen Familienmitglieder, Trainer und Sportkollegen⁶ suggerieren, dass sie den Athletinnen mit Blick auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit weniger zutrauen als Männern; oder dass sie der Überzeugung sind, Frauen seien in Sportarten wie Ringen, Gewichtheben, Eishockey und Fußball fehl am Platz. Ein solcher Moment ist bei einigen meiner Interviewpartnerinnen die Phase des Einstiegs in ihre Sportart. So zum Beispiel bei Maja, deren Eltern sofort »einen Riegel vorschoben« (Maja R102) als sie ihrem älteren Bruder naheifern und gemeinsam mit ihm zum Ringen gehen wollte. Im Interview erzählt Maja, wie sie ihren Bruder schrittweise überredete, sie heimlich mit zum Training zu nehmen. Doch obwohl dieser sich schließlich überzeugen ließ und auch der Vater am Ende mit dem Sportengagement

5 | Die Videos der seit Sommer 2014 laufenden Kampagne #wieeinmädchen sind online verfügbar, siehe www.always.de/de-DE/likeagirl.aspx.

6 | Die Sportlerinnen sprechen im generischen Maskulinum.

seiner Tochter einverstanden war, machten beide ihr immer wieder klar, dass sie ihr den Sport nicht zutrauten und vom Frauenringen allgemein nichts hielten. Manchmal habe ihr Bruder sie zu Wettkämpfen begleitet und »als Trainer quasi auf'm Stuhl« gesessen (Maja, R102), erinnert sich Maja. Anstatt ihr zu helfen, habe er ihr jedoch zu verstehen gegeben, dass sie schlecht ringe. »Ja was machst du da (.) das und das (.) das ist doch total falsch (.) auf so nen Griff kann man ja gar nicht reinfallen (.) das geht gar nicht.« So und ähnlich habe ihr Bruder die Kämpfe kommentiert und sie »eher so nen bisschen belächelt und auch's Frauenringen allgemein belächelt« (Maja, R102). Mit der Zeit konnte Maja sowohl ihren Bruder als auch ihren Vater zwar davon überzeugen, dass sie den harten Ringersport durchhält – und dies zudem sehr erfolgreich –, doch der skeptische Blick blieb, erzählt sie. Ihr Bruder sei nie »Frauenringen-Fan« (R102) geworden.

Vergleichbar ist die Situation, von der Anja berichtet. Auch sie macht vor allem zu Beginn ihrer Zeit beim Eishockey die Erfahrung, dass man ihr, beziehungsweise Frauen im Allgemeinen, den Sport nicht zutraut. Viele hätten das »Dameneishockey allgemein« belächelt, und häufig habe es geheißen »hahaha, ja könnt ihr denn überhaupt bremsen?« (Anja, EHo6). Solche und ähnliche Sprüche zitieren meine Interviewpartnerinnen immer wieder, oft in Zusammenhang mit Situationen, in denen sie gemeinsam mit Jungen und Männern trainieren. »Du spielst doch nur, weil dein Vater Trainer ist«, wurde zum Beispiel der Fußballerin Ina (FB04) von den Jungen in ihrer Mannschaft vorgeworfen, und auch Nadine sah sich in der Sportschule, wo sie und ein anderes Mädchen bei den Jungen mitspielten, mit Zweifeln an ihrer Leistungsfähigkeit und sportlichen Kompetenz konfrontiert. Ständig habe es geheißen, »was wollen die Mädels hier (.) die denken wohl die können Fußball spielen« (Nadine, FB06). Jeder Tag sei damals »ein kleiner Kampf« gewesen, fügt Nadine hinzu, sie habe sich stets beweisen und behaupten müssen.

Wie in bereits vorliegenden Studien deutlich wird, sind es jedoch nicht allein die Mitspieler und Gegner, die dem sportiven Können der Mädchen und jungen Frauen skeptisch gegenüber eingestellt sind. Nicht selten kommunizieren auch die Trainer der Kinder- und Jugendteams auf indirektem Wege, dass Mädchen und Frauen in ihren Augen nicht das gleiche sportliche Talent haben wie Jungen und Männer. Gleich mehrere der von mir interviewten Teamsportlerinnen berichten, dass sie zu Beginn ihres Sportengagements in Jungenteams oft auf der Bank saßen und nur

selten aufgestellt wurden; und das, obwohl sie in der eigenen Wahrnehmung nicht die Schlechtesten im Team waren. So berichtet Hannah, ihr damaliger Trainer sei ein »kleiner Frauenhasser« gewesen, der »damit«, d.h. mit einem Mädchen in einer reinen Jungengemischten Mannschaft, nicht umgehen könne. Oft habe er sie nicht aufgestellt. Sie sei zwar schon eine der Schlechtesten gewesen, sagt Hannah über sich selbst, »aber nicht die Schlechteste und diejenigen die noch schlechter warn ham halt trotzdem gespielt« (Hannah, FB01). Von einem ähnlichen Erlebnis berichtet auch Hannahs Teamkollegin Ina. Über Jahre ist sie im Jungenteam aktiv, sogar mit 16 Jahren spielt sie noch dort. Der Trainer allerdings stellt sie mit zunehmendem Alter nicht mehr auf. Da konnte sie sich »im Training reinhängen und wie sonst was bemühen«. Auch der Verbandstrainer, der von Inas Spielfähigkeit überzeugt ist, kann ihr nicht helfen. Für den Vereinstrainer ist klar, dass »die Jungs« nicht mit ihr klarkommen und sie deshalb lieber in der »Damenmannschaft« spielen solle; von unzureichender Leistung ist also offiziell nicht die Rede. Für Ina ist dies lediglich ein Vorwand. Denn Probleme mit ihren Mitspielern habe sie nicht gehabt. Das seien Freunde gewesen, mit denen sie auch jenseits des Trainings am Nachmittag »kicken« ging.

Dass die Athletinnen nicht nur in der Jugendzeit, sondern auch aktuell noch damit zu kämpfen haben, dass ihnen sportliche Kompetenz und Leistungsfähigkeit abgesprochen werden, zeigt das Beispiel einer der interviewten Eishockeyspielerinnen. »Wenn man manchmal mit Männern zusammenspielt, dann nervt das ganz schön«, erzählt Lisa, »die trauen einem nichts zu und klar bin ich vielleicht physisch betrachtet unterlegen, aber ich kann vielleicht trotzdem nen tollen Pass spielen oder Kombinationen spielen. Das trauen die einem aber nich unbedingt zu, es sei denn, sie kennen dich gut und haben schon öfter mit dir gespielt.« (Lisa, EH02) In solchen Momenten müsse man erstmal beweisen, dass man »körperlich was drauf« habe (Lisa, EH02). Nicht selten gingen die gegnerischen Spieler extra hart gegen sie vor, um zu zeigen, wer die Nase vorn habe. Das bestätigt auch Lisas Teamkollegin Rike. Wenn sie als Frau einen Mann »auszocke«, der ebenfalls Eishockey spielen könne, dann erhalte sie dafür in der Regel keine Anerkennung. Ein »für ne Frau nicht schlecht« sei da schon das höchste der Gefühle. Zumeist aber versuche der Spieler unmittelbar »in 'nen Angriff überzugehen«. Wie Rike im Verlauf des Interviews erzählt, sind es jedoch nicht nur erwachsene Männer, die einen skeptischen Blick auf Frauen im Eishockey werfen. Auch der

sportliche Nachwuchs müsse erst davon überzeugt werden, dass Frauen Eishockey spielen können. Als sie im Verein das erste Mal ein Jungenteam trainierte, hätten die Jugendlichen erstaunt und ungläubig reagiert (»hä, 'nen Mädchen aufm Eis« (Rike, EHO3)). Die Skepsis sei mit der Zeit jedoch einer gewissen Bewunderung gewichen. Mittlerweile fänden die Jungen es »rattenscharf« (Rike, EHO3), wenn sie ihnen neue Tricks zeige.

Thematisieren meine Interviewpartnerinnen zum einen, dass ihre Leistungsfähigkeit und sportliche Kompetenz angezweifelt und infrage gestellt wird, bringen sie zum anderen auch Situationen zur Sprache, in denen sie die von ihnen erbrachte Leistung nicht wertgeschätzt sehen. Die Sportlerinnen beklagen sich im Interview offen darüber, dass ihre Leistungen insbesondere von Vereins- und Verbandsseite, aber auch von der breiten Öffentlichkeit nicht im gleichen Maße honoriert werden wie die Leistungen ihrer Sportkollegen, also der Männer. Ein erstes Beispiel hierfür liefern erneut die Eishockeyspielerinnen, die im Vergleich zum Männerteam ihres Vereins stets das kürzere Los ziehen, wenn es um Trainings- und Wettkampfzeiten für die bevorstehende Saison geht. Häufig trainieren sie in der Woche am späten Abend, nachdem die Männer ihre Eiszeit – also Trainingszeit – hatten. Zugleich müssen sie am Wochenende besonders früh raus, da ihre Spiele bereits um acht Uhr morgens angesetzt sind. Nina beklagt diese Situation und beschwert sich über den fehlenden Aktionismus der Verantwortlichen in der Eishockeyabteilung des Vereins. Immerhin spiele das Frauenteam in einer weit höheren Liga als die Herren und sei im vergangenen Jahr als erfolgreichste Mannschaft des gesamten Vereins ausgezeichnet worden. »Wir sind mit Abstand die erfolgreichste Eishockeymannschaft bei uns im Verein«, erzählt Nina und fährt fort

»und wir kriegen Eiszeiten bei uns zum Spielen um 7 Uhr 30 am Sonntagmorgen (.) wo ich denke unsere Herrenmannschaft die wirklich schlecht is (.) die kriegen immer die Sonntagsabendsspielzeiten um 20 Uhr (.) und wir kriegen dann halt solche Morgenszeiten ne (l:hm) wir haben uns auch schon oft aufgeregt (.) so von wegen es sind beides Seniorenmannschaften (.) und eigentlich könnte man sich auch abwechseln dass (.) was weiß ich (.) statt wir jetz sach ich jetz mal vier Spiele morgens haben (.) dass wir zwei morgens haben und die Männer auch zwei (.) könnt man ja so machen (l:hmh) aber is natürlich nich so weil die Männer die würden nen Vogel zeigen und nich kommen (.) und ja (.) dementsprechend machen die das

schon generell nich und (.) da denk ich halt immer wieder so hm da sieht man mal wieder Fraueneishockey wie es so angesehen wird« (Nina, EH05)

Benachteiligungen in Bezug auf Trainings- und Wettkampfbedingungen sind auch bei den Gewichtheberinnen und Ringerinnen ein wichtiges Thema. »Wir sind ja eigentlich alle Nationalmannschaft irgendwo oder die besten von Deutschland«, sagt beispielsweise Sonja (GH03) und drückt ihr Unverständnis darüber aus, dass Männer und Frauen im Gewichtheben getrennt voneinander trainieren, unterschiedliche finanzielle Förderung erhalten und entsprechend verschiedene Trainingsbedingungen vorfinden. Ihre Teamkollegin Vanessa zeichnet ein ähnliches Bild und macht vor allem die schwere finanzielle Lage des Frauengewichthebens zum Thema. Es seien weit weniger Mittel für die Frauen da, obwohl diese in der Breite sogar bessere Leistungen brächten als die Männer. Am Beispiel der letzten großen internationalen Wettkämpfe verdeutlicht sie dies. Zwar hätten die Männer einen Olympiasieger und somit ein Aushängeschild, doch auch bei den Frauen wären gleich mehrere zweite und dritte Plätze dabei gewesen. Mehr als ein »hey Glückwunsch haste schön gemacht« (Vanessa, GH01) und einen festen Händedruck habe es jedoch nicht gegeben. In den vergangenen Jahren hätten die Frauen die Kosten für die Teilnahme an den Welt- und Europameisterschaften in Teilen sogar selbst tragen müssen, berichtet Vanessa, auch bei den Trainingslagern sei das so gewesen. Zum Glück habe sie jedoch Unterstützung von der Sporthilfe und vom Athletenverband bekommen. »Allein hätte ich das nicht zahlen können«, erzählt sie. Was Vanessa jedoch besonders wurmt, ist die Ungleichheit in der Förderung zwischen Männern und Frauen:

»wir mussten halt von vornher das bezahlen (.) wir habens dann teilweise gekriegt vom Verband und die Männer haben alles gekriegt (.) und (.) ja die fahren ins Trainingslager nach Teneriffa oder so und wir machen Trainingslager aufm Rabenberg (.) Erzgebirge (lacht) und solche Scherzchen und dann müssen wirs auch noch selber bezahlen« (Vanessa, GH01)

Ähnliche Unterschiede zwischen der Förderung von Männern und Frauen kommen auch bei den Ringerinnen zur Sprache. Im Vordergrund steht bei ihnen die häufig spärliche Betreuung. Stefanie und Maja berichten beide, dass sie in ihren Vereinen stets um Aufmerksamkeit kämpfen mussten und häufig nur *mittrainieren* durften. Sie hatten, wie Maja

(R102) es formuliert, den Status von Mitläuferinnen. Für das Frauenringen habe sich nie jemand interessiert, berichtet sie im Interview, »das ist da mitgelaufen einfach so« und »da hat sich niemand also irgendwie um's Frauenringen gekümmert«. Mehrfach habe sie den Verein gewechselt, in der Hoffnung, bessere Trainingsbedingungen vorzufinden und als Ringerin besser gefördert zu werden. Am Ende landete sie in dem Verein, in dem sie von Beginn an aktiv war, da es dort jemanden gab, der eine »Frauenmannschaft« ins Leben gerufen hatte. Majas Ringerkollegin Stefanie (R104) erzählt ihre Sportgeschichte ähnlich. In ihrer gesamten Karriere habe sie nie längerfristig mit einem Trainer zusammengearbeitet und sei häufig allein zu Wettkämpfen gefahren. Ihr Vater, der ebenfalls aktiver Ringer war, habe sie manchmal begleitet.

Was Stefanie und Maja nicht weiter ausführen und was als selbstverständlicher Subtext mitläuft, ist die unter Akteur_innen des Leistungssports bekannte Tatsache, dass das Trainingsumfeld und eine konstante Betreuung den Erfolg einer Athletin oder eines Athleten maßgeblich mitbestimmen. Trainer_innen sind für die Sportler_innen wichtige Ansprechpartner_innen und Vertrauenspersonen, sie kümmern sich in der Regel um Trainings- und Wettkampfpläne und unterstützen ihre »Schützlinge« bei Wettkämpfen und auch in Krisensituationen. Dass Trainer_innen beziehungsweise eine kompetente Betreuung für den sportlichen Erfolg im Feld des Sports bedeutsam sind, findet auch der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) und gründete bereits 1974 eine Trainerakademie in Köln, die ein auf Trainer_innen im Leistungssport zugeschnittenes Studium anbietet. »Trainerakademie Köln des DOSB. Wo Erfolgsmomente beginnen«, heißt es auf der Homepage. Der Slogan verdeutlicht: Gut ausgebildete Trainer_innen sind aus Sicht des DOSB ein Schlüssel zum Erfolg. Im Umkehrschluss deutet sich damit jedoch auch an, dass die Abwesenheit eines Trainers oder einer Trainerin respektive eine häufig wechselnde Betreuung leistungsmindernd sein können – ein Hindernis, das die beiden zitierten Ringerinnen im Laufe ihrer Karriere überwinden mussten und mit dem Stefanie, wie sie berichtet, auch aktuell noch zu kämpfen hat.

Bemerkenswert an den Schilderungen meiner Interviewpartnerinnen ist, dass die Marginalisierung von Frauen im Feld des Sports und die damit verknüpften Benachteiligungs- und Diskriminierungserfahrungen überhaupt sag- und besprechbar sind. Wie bereits zu Beginn dieses Kapitels angedeutet, zeichnen die Athletinnen im Interview ein Bild ihres

Sportlerinnenseins, das immer auch die Konfrontation mit negativen sozialen Sanktionen bedeutet. Sie markieren auf diese Weise ihre eigene Position als auch die von Frauen im Sport allgemein als eine randständige, marginalisierte. Dass sie dies tun beziehungsweise dass dies möglich ist, lässt sich darauf zurückführen, dass politische Debatten über eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe von Männern und Frauen auch den Sport erreicht haben. Das zeigen unter anderem Gleichstellungsinitiativen des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB), der 2012 einen Beschluss mit dem Titel *Chancengleichheit im Sport durchsetzen* verabschiedete. Ziel dessen ist es, im Sport und in den Strukturen der Sportorganisationen für mehr Gleichberechtigung von Männern und Frauen zu sorgen (Deutscher Olympischer Sportbund 2012). Die von meinen Gesprächspartnerinnen thematisierten Abwertungen und strukturellen Ungleichheiten zwischen Männer- und Frauensport sind in diesem Sinne von einer breiten Öffentlichkeit anerkannte und damit artikulierbare Probleme. Doch nicht nur das, den Interviews unterliegt ferner der implizite Konsens, dass die erfahrenen Diskriminierungs- und Benachteiligungserfahrungen Unrecht sind, das heißt der Grundidee gleichberechtigter Partizipation im Sport widersprechen und folglich bekämpft werden müssen. Eben dieser normative Konsens spiegelt sich in der Forderung nach »Gleichberechtigung«, die von der Gewichtheberin Vanessa und der Eishockeyspielerin Nina explizit formuliert wird. Auf meine Nachfrage, was sie sich vonseiten ihrer Vereine und Verbände zukünftig erhoffen, gebrauchen beide diesen Begriff und verweisen damit auf die angesprochenen (sport-)politischen Debatten.

Im Folgenden geht es mir nun darum, die in den Interviews laut werdende Forderung nach Gleichberechtigung genauer unter die Lupe zu nehmen und mit Inhalt zu füllen. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist dabei die Feststellung, dass eine Marginalisierung im Feld des Sports über das Nicht-Anerkennen und Abwerten sportlichen Könnens und physischer Leistungsfähigkeit immer auch ein grundsätzliches Infragestellen der legitimen Teilhabe im Feld des Leistungssports bedeutet. Wie zuvor gezeigt, suggeriert der Sport mit seiner formalen Struktur eine stringente Orientierung an einem meritokratischen System, das heißt einem System, das ausschließlich nach dem Kriterium der Leistung selektiert und ordnet. In dieser Logik darf am Leistungssport teilnehmen, wer Leistung erbringt und Können zeigt. Auch die interne Hierarchie des Feldes wird durch das Messen erbrachter Leistungen entlang objektiv erachteter Leis-

tungsmaßstäbe (wie beispielsweise den cgs-Normen) bestimmt. Zweifel am sportiven Können und der physischen Leistungsfähigkeit von Frauen ist damit gleichbedeutend mit Zweifeln an ihrer Eignung für den Sport respektive ihrem Status als legitime Akteurinnen im Feld. Die Frage, wie meine Interviewpartnerinnen gleichberechtigte Teilhabe am Leistungssport fordern, verknüpfe ich daher mit der Frage, wie sie sich als legitime Akteurinnen im sozialen Feld des Sports positionieren.

Angesichts des langjährigen und umfangreichen Sportengagements meiner Gesprächspartnerinnen erstaunt es zunächst wenig, dass Sport und Sporttreiben in ihren Erzählungen, Berichten und Beschreibungen als »wichtiger Bestandteil des Lebens« (Ina, FBo4) auftaucht, als »Konstante« (Nadine, FBo6) und als etwas, das »schon immer da war« (Esther, FBo2). Sport ist »Leidenschaft« (Lisa, EHo2) und das »halbe Leben« (Britta, GHo5), und er ist etwas, wofür die Ringerin Miriam zum Zeitpunkt des Interviews »alles tun würde« (Miriam, RIo3). Mit solchen und ähnlichen Formulierungen positionieren sich die Athletinnen im Feld des Sports. Sie sind Sportlerinnen; und dies nicht »hobbymäßig«, wie die Fußballerin Ela betont, sondern »wettkampforientiert«. Unabhängig vom Leistungsniveau und der noch vor ihnen oder bereits hinter ihnen liegenden Sportkarriere ist für meine Interviewpartnerinnen klar, dass sie sich als Leistungssportlerinnen verstehen. Dies manifestiert sich sowohl in biografischen Erzählsequenzen, in denen sie ihr Sportengagement als eine Entwicklung zum Leistungssport beschreiben (»das hat sich auch so entwickelt, dass es jetzt so in den Leistungsbereich gegangen ist« (Esther, FBo2), »und dann isses irgendwann Leistungssport« (Anja, EHo4)), als auch in expliziten Selbstbeschreibungen als Leistungs- oder Hochleistungssportlerinnen und in Darstellungen des eigenen Alltags als Leistungssportalltag. Die Athletinnen sprechen davon, dass sie auf »Leistungssportbasis« (Sonja, GHo3) trainieren und »leistungsmäßig« (Tanja, RIo1) aktiv sind, sie beschreiben sich als Teil »dieser Leistungskiste« (Nadine, FBo6) und können sich ein Sporttreiben ohne Wettkampf nicht vorstellen. »Ich würde den Sport nie machen um nur zu trainieren (.) bei mir is immer der Wettkampfgedanke dabei« (Lisa, EHo2) erklärt beispielsweise die Eishockeyspielerin Lisa.

Sich auf die von Nadine angesprochene »Leistungskiste« einzulassen, bedeutet allerdings, in eine kompromisslose Leistungsmaschinerie zu geraten. Im Sport sei alles, so der Tenor in den Interviews, von der erbrachten Leistung abhängig: der Verbleib in der Liga oder im Nationalteam, das

Erreichen von Qualifikationsnormen und die Zulassung zu nationalen oder internationalen Wettkämpfen. Anerkennung erhält nur, wer Leistung bringt und auf dem Treppchen landet. Davon ist die Gewichtheberin Vanessa überzeugt. Gold, Silber, Bronze; was danach kommt, so formuliert sie es, »interessiert doch eh keinen« (Vanessa, GH01).

In den Interviews kommt die Radikalität des Leistungsprinzips vor allem in Thematisierungen von Verletzungsphasen oder Leistungstiefs zur Sprache. Das erbarmungslose Selektieren des Leistungssports scheint gerade dann für die Einzelne besonders spürbar zu sein. Nicht erbrachte Leistungen sind, ganz unabhängig von allen vorherigen Mühen und Erfolgen, Grund genug, den Stammplatz im Team zu verlieren, die Fahrt zur Meisterschaft vom Verband nicht gewährt zu bekommen oder aber sogar längerfristig aus den Förderstrukturen des Spitzensports ausgeschlossen zu werden. Die bereits zitierte Gewichtheberin Vanessa beispielsweise musste aufgrund einer Knieverletzung immer wieder »bibbern«, ob und wenn ja, für wie lange ihr Vertrag bei der Sportförderkompagnie der Bundeswehr verlängert wird, und auch die Fußballbundesligaspielerin Andrea erklärt, dass der ungefähr ein Jahr zurückliegende Kreuzbandriss der »worst case« und »größte Niederschlag« (Andrea, FB05) gewesen sei. Folge der Verletzung war der Ausschluss aus der »Stammmannschaft« und damit der Anfang einer »ziemlich harten Zeit«, in der die Angst dominierte, »nach diversen Verletzungsgeschichten dann irgendwann abgeschrieben [zu werden, K.H.]« (Andrea, FB05). Manchmal kündigten ihre Trainerinnen schon zwei Wochen vor einem Spiel an, dass diejenigen, die beim Samstagstraining nicht fit seien, gar nicht erst mitfahren dürften – »abartig« sei das.

Diese in den Interviews präsente Beschreibung des Sports als hochselektives Leistungssystem findet sich in einer Gesprächssequenz der Ringerin Stefanie in besonderem Maße auf den Punkt gebracht:

»gerad so Momente, wenn du verletzt bist (I:hmh) und du merkst das interessiert eigentlich gar keinen (.) du bist nur ne Nummer (.) und wenn du (.) oder du bist nur (.) irg= ja sagen mir mal ne Nummer die bringt die Leistung Nummer SO und du wirscht gerad ersetzt (I:hm) das interessiert keinen mehr (.) du bist praktisch wie (.) Abstellgleis (I: hm) und das war (.) eigentlich zweimal so (.) da hat ich nen Bandscheibenvorfall (I: oh) und das hat dann echt lang gedauert (.) und dann hab ich angerufen JA ich kann wieder ringen und so« (.) »ja jetzt ringt erstmal die Lena ja und (.) ja guck erstmal dass de wieder=« »ich so ja ich bin doch wieder fit« (.) »ja

pff: und so (.) und das war's so wie (.) ›super (.) Pech gehabt (l:hm) und da denkst de dir auch ›ja toll (.) die ganze Zeit machst du alles und einmal geht's halt nimmer oder es klappt nimmer wie du willst (l:hm) und dann is vorbei (.) und das war genau das gleiche mit dem Knie« (Stefanie, R104).

Auf meine Frage, ob es in ihrer bisherigen Zeit im Ringen schwierige Phasen gegeben habe, leitet Stefanie mit einem langgezogenen »oh ja« die obige Passage ein. Das anfänglich von ihr gebrauchte verallgemeinernde »du« verweist darauf, dass sie nicht über sich selbst, sondern über den Sport beziehungsweise den Leistungssport als solchen spricht. Dieser zeichnet sich durch ein alleiniges Interesse an erbrachten Leistungen unabhängig von den hinter diesen Leistungen stehenden Personen aus. Denn, so stellt Stefanie fest, im Verletzungsfall merkst du »das interessiert eigentlich gar keinen«. Leistungen sind ersetzbar und Sportler_innen austauschbare Nummern. Die betroffenen Athlet_innen befinden sich dann auf dem »Abstellgleis«, sie sind – wenn ich die Metapher weiterdenke – ausrangiert. Eben diese Situation des Ausrangiert-Seins bezieht Stefanie im weiteren Verlauf der Passage auf sich selbst. Mit dem Wechsel zum »ich« und damit zur eigenen Person, beginnt die Beschreibung einer Situation, in der sie selbst die Schattenseite der Leistungslogik zu spüren bekam, nämlich anlässlich eines Bandscheibenvorfalles und später aufgrund einer Knieverletzung; beides Erlebnisse, denen die Ringerin im Interview viel Zeit einräumt und die ihr im Gespräch sichtlich nahegehen. Stefanies emotionale Involviertheit manifestiert sich auch im Wechsel zur wörtlichen Rede. Die Schilderung des Dialogs kommt ohne die Benennung die_r Gesprächspartner_in aus. Im Mittelpunkt steht allein die Tatsache, dass ihr Gegenüber am anderen Ende des Telefons ihrer Aussage, sie könne wieder ringen, mit der Absage begegnet, »jetzt ringt erstmal die Lena«. Für Stefanie manifestiert sich darin die zuvor thematisierte Ersetzbarkeit, die auch über die eigentliche Verletzungsphase hinausreicht. Eine Leistung nicht mehr zu erbringen, bedeutet, den Platz im Nationalteam für längere Zeit zu verlieren, denn der Leistungs-, vor allem der Hochleistungssport, fördert immer nur eine begrenzte Zahl an Athlet_innen. Mit Blick auf Stefanies Situation bedeutet dies: Erst wenn Lena oder eine andere Athletin den Leistungsanforderungen nicht gerecht wird, hat sie die Chance, erneut ins Nationalteam aufgenommen zu werden. Bis dahin hat sie, wie sie es im Interview ausdrückt, »Pech gehabt«.

Was für Stefanie in der beschriebenen Situation besonders schwer wiegt, ist die Unverhältnismäßigkeit des erlebten zwischenzeitigen Ausschlusses aus dem Nationalteam. »Die ganze Zeit machst du alles und einmal geht's halt nicht oder es klappt nicht wie du willst und dann ist's vorbei«, sagt sie am Ende des obigen Abschnitts. Die Verletzungsphase markiert sie dabei als eine Ausnahme, »einmal« könne sie nicht die geforderte Leistung erbringen, sonst aber mache sie »alles« für den Sport, zeige vollen Einsatz. Stefanies hier laut werdende Kritik am Selektionsmechanismus des Sports lässt sich als eine Art moralische Kritik beschreiben, die nicht das Leistungsprinzip an sich infrage stellt, sondern vielmehr den Umgang mit verletzten Athlet_innen. Das zeigt sich auch – und noch etwas deutlicher – im Interview mit Stefanies Ringerkollegin Miriam (RI03). Die berichtet von ähnlichen Problemen und beklagt, dass Sportler_innen im Verletzungsfall vom Verband »fallengelassen und »abgeschrieben« würden (Miriam RI03). Gerade in »schlechten Phasen« aber, so ihre Forderung, bräuchten Athlet_innen die Unterstützung des Verbands. Den, der Probleme hat, »den sollte man dann nicht gerade noch ausm Kader schmeißen, weil er das Jahr eben vielleicht nur die deutsche Meisterschaft ringen kann« (Miriam, RI03).

Dass sowohl Miriam als auch Stefanie trotz ihrer Kritik an der unbarmherzigen Auslese in ihrer Sportart, dem dort vorherrschenden Leistungsprinzip in all seiner Kompromisslosigkeit folgen, sich ihm ganz und gar verpflichten, zeigt sich im Verlauf beider Interviews vielfach und deutlich. So scheint bereits in Stefanies Aussage, sie mache »die ganze Zeit [...] alles« für ihren Sport, ein mit Disziplin und Leistungs- sowie Leidensbereitschaft verbundenes Arbeitsethos auf, das nicht nur von den zitierten Ringerinnen, sondern von meinen Interviewpartnerinnen insgesamt als Erfolgsvoraussetzung postuliert wird. Die Athletinnen sprechen vom »unbedingten Willen« (Manuela, GH02), von »Trainingsfleiß« und »Einsatzbereitschaft« (Ina, FBO4) und von der Notwendigkeit, voll und ganz hinter dem »Leistungsding« zu stehen (Nadine, FBO6). Denn erfolgreich kann nur sein, wer »Leistungsdenken« und »so nen bisschen Ellenbogendenken [...] für den Erfolg ganz oben« (Maja, RI02) mitbringt, wer »diszipliniert« (Britta, GH05), »super ehrgeizig« (Hannah, FBO1), »zielstrebig« und »konzentriert« (Manuela, GH02) ist. All diese Eigenschaften resümiert die Gewichtheberin Vanessa in einer Passage, in der sie meiner Aufforderung nachkommt, den idealen Gewichtheber beziehungsweise die ideale Gewichtheberin zu beschreiben. Man sollte, so Vanessa,

»also wirklich nur für den Sport leben (.) ja (l:hm) hm (2) und halt fleißig ohne Ende (.) man muss wirklich das machen was der Trainer auch sagt und vielleicht noch nen Tick mehr (.) also wenn man jetzt älter wird muss man's nen bisschen reduzieren aber in der Anfangszeit so von der Jugend von 16 bis 20 da sollte man eigentlich nur noch trainieren hm (.) wirklich das machen was auch aufm Plan ist und nicht irgendwas wegstreichen und wenn's halt mal nicht klappt kann man ja auch mal zurückschrauben (.) aber man sollte dann wirklich so ehrgeizig sein (.) wirklich nur das wollen und nix anderes und sich auch nicht von anderen Sachen ablenken lassen (.) in die Disko oder so man kann zwar mal (.) aber man sollte es nicht nur machen (l: hmh) sich also disziplinieren« (Vanessa, GH01)

Das Zitat liest sich wie eine Handlungsanweisung für den (Hoch-)Leistungssport. Das von Vanessa gebrauchte unpersönliche »man sollte« verstärkt dabei den Eindruck einer Aufzählung von Grundprinzipien des sportlichen Erfolgs respektive einer Explikation an Spielregeln des Feldes, die es zu beachten gilt. »Man sollte also wirklich nur für den Sport leben«, stellt sie zu Beginn dieser Passage fest. Eine Aussage, die sie im Weiteren präzisiert und deren zentrale Punkte auch von anderen Sportlerinnen aufgegriffen werden. So betont nicht nur Vanessa, dass das »Wegstreichen« einer Trainingseinheit oder Teile derer nicht möglich ist. Auch ihre Teamkollegin Uta (GH04), stellt fest, sie könne dem Bundestrainer ja nicht einfach sagen »nee, lieber Trainer, ich hab heut kein Bock ich geh ins Freibad oder so (lachen)« (Uta, GH04). Um aber eben jene langen und intensiven Einheiten und Vorbereitungswochen für Wettkämpfe durchzuhalten, »sich auch mal durchzubeißen« (Britta, GH05), wie eine dritte Gewichtheberin es formuliert, bedarf es Durchhaltevermögen und Ehrgeiz. Für die oben zitierte Vanessa ist letzteres mit einem absoluten Engagement im und für den Sport verbunden; »wirklich nur das wollen und nix anderes«.

Leistung nicht nur im Wettkampf, sondern auch im Training zu erbringen und den Anweisungen von Trainer_innen zu folgen, erscheint in den Interviews als ein ungeschriebenes, zugleich aber wohlbekanntes Gesetz. »Man muss bereit sein, sich was sagen zu lassen« (Hannah, FB01), erklärt mir die Fußballerin Hannah. So gilt es nicht nur, in Abwesenheit der Trainer_innen ein Programm konsequent durchzuhalten, man darf auch nicht einfach »von der Matte abhauen« (Tanja, RI01), wenn die_r Trainer_in dies nicht erlaubt, und bei Sit-ups, Liegestützen oder anderen Trainingselementen gilt es durchzuhalten, bis der Coach am Spielfeld-

rand das Zeichen gibt, man dürfe aufhören. Mit Esthers Worten: »wenn die Trainerin sacht ›oben bleiben‹ dann musste halt oben bleiben« (Esther, FBo2). Bedarf es einerseits Disziplin im Sinne des Gehorsams gegenüber Trainer_innen und Betreuer_innen, so machen die Sportlerinnen andererseits die Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung stark. Wie schon angedeutet, gilt es auch dann, wenn niemand zuschaut, Trainingseinheiten zu absolvieren und eventuell sogar »noch einen Tick mehr« (Vanessa, GH01) zu machen, als der Plan vorsieht. Doch nicht nur das: Ein Leben »nur für den Sport« bedeutet, sich auch jenseits von Sporthallen, Spielfeldern und Wettkampforten »nicht (...) ablenken zu lassen« (Vanessa GH01), sondern »Verzicht« zu üben, wie Maja (RI02) festhält. Abende in Diskotheken und Kneipen, Besuche auf Konzerten, kurze Nächte und Alkoholkonsum sind im Alltag von Leistungssportler_innen nur selten möglich beziehungsweise für den Erfolg kontraproduktiv. Sie gehe unheimlich gern auf Konzerte, berichtet mir Vanessas Kollegin Sonja. Das aber sei vom Trainer nicht gern gesehen. Trotzdem wage sie es manchmal, spät am Abend das Sportzentrum zu verlassen, allerdings heimlich (Sonja, GH03).

Mit ihren Beschreibungen dessen, was »man sollte« und was »man muss«, benennen meine Interviewpartnerinnen Spielregeln und Anforderungen des Feldes und weisen sich als Kennerinnen des Sports aus, als dessen ›Insider‹. Ihre Positionierung geht in den Gesprächen allerdings noch einen Schritt weiter. Die Athletinnen machen nicht nur klar, dass sie mit den Strukturen des Feldes vertraut sind und wissen, was es braucht, um erfolgreich zu sein. Sie stellen zugleich auch heraus, dass sie diese Spielregeln befolgen und den Anforderungen gewachsen sind. So wie die weiter oben zitierte Ringerin Stefanie, die in Zusammenhang mit ihrer Verletzung darauf verweist, dass sie für den Sport »alles« macht, was von ihr gefordert wird. Dass sie und ihre Kolleginnen die notwendige (Selbst-)Disziplin, die Konsequenz und den Ehrgeiz mitbringen, derer es für eine Leistungssportkarriere bedarf, zeigen nicht nur die faktischen Erfolge meiner Interviewpartnerinnen, ihre Titel, Medaillen und Platzierungen bei nationalen und internationalen Meisterschaften sowie ihr langjähriger Verbleib im Leistungssport. Die Athletinnen verweisen auf ihr Commitment gegenüber dem Sport, auf ihre Hingabe und Leistungsbereitschaft auch über Erzählungen der Körper- und Leistungsop-
timierung. So berichten sie, dass sie sich im Training »quälen« (Esther, FBo2) und »den inneren Schweinehund überwinden« (Isabelle, EH01), dass sie sich »durchbeißen« (Britta, GH05) und über Grenzen gehen.

Dass sie letzteres könne, sei für sie ein Schlüssel zum Erfolg gewesen, erklärt die Eishockeyspielerin Rike. Als sie in ihrem Bundesligaverein startete, habe sie anfangs nur wenige Spielanteile gehabt. Sie habe sich dann aber immer wieder gezwungen, »im Spiel einfach mal noch den letzten Schritt [zu machen, K.H.]«. Wäre ihr das nicht gelungen, hätte sie sich »nie mehr Eiszeit« erspielt, stellt sie fest und fügt abschließend hinzu: »wenn du es nicht schaffst, dich zu quälen, dann kommst du nicht weiter, denk ich« (Rike, EH03). In dieser Aussage verknüpft Rike das Explizieren einer impliziten Regel (>du musst dich quälen können<) mit der Positionierung als Athletin, die genau dies tut, nämlich sich und ihren Körper herausfordern. Diese Form der Positionierung findet sich auch im Gespräch mit der Ringerin Miriam. Als ich Miriam im Frühjahr 2011 treffe, ist sie in einer Förderkompanie, macht dort eine Ausbildung und trainiert zwischen 18 und 24 Stunden wöchentlich. Der Leistungssport steht folglich im Mittelpunkt ihres Lebens. Ähnlich wie für Rike gehört auch für sie ein »sich überwinden« zum Sport dazu. Gerade dann, wenn man denke, es gehe nicht mehr, müsse man »trotzdem noch mal einen draufsetzen«, erklärt sie mir, denn »wenn man immer aufhört, wenn man denkt, man kann nicht mehr (...) dann kommt man auch nie oben an«. Deshalb sage sie sich: »immer einmal mehr machen als die andern« (Miriam, RI03) – ein Grundsatz, der auch bei anderen Sportlerinnen auftaucht. Beispielsweise bei der Fußballerin Nadine (FBo6), die klarstellt, dass sie bei Rundenläufen im Training stets im Auge habe, wie viel die anderen liefen. Wäre sie allein, würde sie vor Erschöpfung stehen bleiben (>da denkst du einfach schon, oah ich kann nicht mehr<). Sehe sie aber »ey die anderen rennen auch noch«, dann halte sie durch: »auch mit dem Ziel die Fitness auch der Trainerin zu zeigen (.) zu sagen so (.) ich will in die Stammformation«.

Ihren Willen, zu den Besten zu gehören und ihre Bereitschaft, an Grenzen zu gehen, unterstreichen meine Interviewpartnerinnen nicht nur in Erzählungen über »Trainingsfleiß«, sondern insgesamt über das Hervorheben eines auf sportlichen Erfolg ausgerichteten, kompromisslosen Umgangs mit ihrem Körper. Das lässt sich anhand von Situationen zeigen, in denen Athletinnen über ein Sporttreiben trotz Krankheit berichten. Exemplarisch lässt sich dies bei der Eishockeyspielerin Lisa (Lisa, EH02) verdeutlichen. Sie beschreibt sich im Interview zunächst als »Talent«, das nie viel Training brauchte, um ihr Spielniveau zu halten. Sie sei »faul« und ein »eher bequemer Mensch«, so Lisa; beides Aussagen, die

auf den ersten Blick dem Leistungsprinzip des Sports widersprechen. Wie sich im Laufe des Interviews allerdings herausstellt, bemüht Lisa die Rhetorik eines eher ›faulen Naturtalents‹ vor allem dazu, um ihren Verbleib in der zweiten Bundesliga zu erklären. Hätte sie gewollt und die richtige Förderung erhalten, spielte sie jetzt in der ersten Liga, so die Eishockeyspielerin. »[...] da wär vielleicht auch was anderes aus mir geworden (.) so mit erster Liga oder so könnt ich mir zumindest vorstellen.« Dass Lisa sehr wohl ihren Platz im Leistungssport sieht und sich dem dort gefragten Leistungsdenken verschreibt, wird in einer Interviewsequenz deutlich, in der sie erklärt, dass sie in ihrer gesamten Eishockeykarriere nur ein einziges Spiel verpasst hat. In ihrem Team sei sie »Leistungsträgerin« und »definitiv im oberen Leistungsniveau« und folglich »wichtig für die Mannschaft«. Da stünde es außer Frage, ein Spiel ausfallen zu lassen, einfach, weil sie »keinen Bock« habe. Sie müsse »schon richtig krank sein«, damit sie ein Spiel absage – und eben das ist nur ein einziges Mal passiert. Denn sie spiele »auch mit Erkältung und Co.«. Erst im November sei sie in der Situation gewesen:

»[...] da war ich krank (.) da hat ich richtig richtig Husten und hab richtig fett Antibiotikum bekommen (.) da hat der Arzt gesacht ›naja witzig am Wochenende is das natürlich nich mit spielen‹ und ich hab gesagt ›ja ich möcht nur nen Dreitagesantibiotikum‹ (.) damit ich dann spielen könnte (.) er sachte ›ja eigentlich nich [...] im Endeffekt hab ich doch= ich hatte zwei Spiele (.) hab ich auch beide Spiele gespielt (lachen) so hm ja is auch nich immer so (.) gesundheitszuträglich wahrscheinlich (.) aber da kann ich nich aus meiner Haut.«

So wie es laut Lisa einerseits zu ihr gehört, faul und bequem zu sein, kennzeichnet sie andererseits eine grenzenlose Leidenschaft für den Sport und die Bereitschaft, ihre Gesundheit zu riskieren. Genau dies ist ein Motiv, das auch andere Athletinnen aufgreifen. So zum Beispiel die Fußballerin Ela, die so lange kämpft, bis »der Körper sacht nö« und sie zusammenbricht, oder ihre Teamkollegin Ina, die auch mit »Rückenschaden [...] noch zwei drei Wochen weitertrainiert« und nicht auf ihren Körper hört. Andrea (FB05) wiederum – sie ist ebenfalls Fußballerin – erzählt, sie habe sich in Verletzungsphasen »halt auch fit spritzen lassen«. Das sei zwar ein »fahrlässig[er]« Umgang mit der eigenen Gesundheit, aber das passiere »aus dem Leistungsgedanken« heraus, »ich könnt ja was verpassen und ich will ja nichts verpassen«. In eine ähnliche Richtung

argumentiert die Ringerin Stefanie. Auch sie geht bei Krankheit über ihre körperlichen Grenzen. Sie wisse nicht, ob »das der Mut ist oder einfach der Ehrgeiz«, aber wenn sie krank sei, dann gehe sie trotzdem auf die Matte. Dann brauche es beispielsweise bei Nationalteamlehrgängen den »Zimmerpartner«, der sagt »es is fertig ich geh jetzt zum Trainer, du machst jetzt nimmer weiter, es is jetzt gut« (Stefanie, R104). Ihre Teamkollegin Britta und sie hätten das schon des Öfteren füreinander gemacht, denn »du selber, du gehst net hin (.) du gestehst dir das net ein, dass es einfach net mehr geht«.

Der von den Athletinnen thematisierte kompromisslose Umgang mit dem eigenen Körper manifestiert sich für mich als Forscherin schließlich in besonderer Weise in der Praxis des »Gewichtmachens« der Ringerinnen. Gemeint ist damit das zum Teil radikale Abnehmen einige Wochen vor einem Wettkampf, das dazu dient, das für die jeweilige Gewichtsklasse zulässige Maximalgewicht zu erreichen bzw. leicht zu unterschreiten. Dabei geht es vor allem darum, den Fettanteil des Körpers zu minimieren und den Muskelanteil zu maximieren, um so bei einem Wettkampfgewicht von beispielsweise 58 kg eine optimale Kraftleistung zu erreichen. Zwischen zwei und acht Kilogramm nehmen die Ringerinnen »bis zum Tag der Waage« (Stefanie, R104) ab. In den Interviews unterscheiden sie eine »gute und schlechte Variante« (Maja, R102) des Gewichtmachens. Die schlechte Variante sei die, bei der man »über vier fünf Tage gar nichts isst (.) und dann trinkt man auch die letzten zwei drei Tage nichts mehr [...] und trotzdem schwitzen und Sauna und bewegen (.) übers Wasser geht dann ja alles«, erklärt mir Maja (R102). Die gute Variante hingegen sei ein »Mittelding«, bei dem man über »zwei Wochen oder drei Wochen das Essen reduziert [...] und die letzte Woche dann nochmal nen bisschen mehr reduziert an Essen [...] und am letzten Tag nichts essen und nichts trinken, also am letzten Tag nochmal übers Wasser was machen (I: hmh) vielleicht das letzte Kilo [...]« (Maja, R102) Einige Sportlerinnen, so erklärt mir Maja, nähmen langfristig ab und versuchten, das Gewicht auch nach dem Wettkampf zu halten, aber das sei »eher die Minderzahl«. Das bestätigt auch Majas Teamkollegin Miriam. Sie habe zwischenzeitlich ihre Ernährung umgestellt, »halt gesünder (.) Salat, Ananas, Melone, abends nur noch Eiweiß, keine Kohlenhydrate mehr«. Auch eine »Ernährungsberatung« habe »man« bei ihr »probiert«, aber das habe »nie funktioniert«. Im Ringen, so formuliert es Miriam am Ende einer längeren Passage, in der sie über ihre persönliche Geschichte mit dem Gewicht-

machen spricht, »läuft's letztendlich darauf hinaus, dass man nie das Gewicht langsam reduziert oder alles über Fett macht und das dann halten kann (.) bei den Ringern isse immer so, dass die irgendwie (.) ob's nur ein Kilo 500g oder 5 Kilo sind, das geht immer über Wasser« (Miriam, RI03). Was genau meine Interviewpartnerinnen meinen, wenn sie davon sprechen, dass der Gewichtsverlust »über Wasser geht«, wird in einer Erzählung Stefanies deutlich. Vor einer Meisterschaft fehlten ihr am »Tag der Waage« noch ein Kilo bis zum zulässigen Maximalgewicht. Da habe sie eine Freundin angerufen und ihr Leid geklagt. Die habe sie dann »in der Halle rumgescheucht (.) wieder aufgehoben an den Kleidern hochgezogen, laufen, laufen und ich hab schon geheult [...] und dann haben sie mich einfach in die Sauna gelegt, ich konnt schon gar nicht mehr aufstehen (lacht) wieder aufgestellt, komm (.) und dann hat ich es [das Gewicht, K.H.] doch am Schluss« (Stefanie, RI04).

Was mir die Athletinnen mit ihren verschiedenen und doch ähnlichen Geschichten über qualvolles Abnehmen, über Saunagänge ohne Trinken und Joggen in Regenjacken sowie über Training trotz Verletzungen und Wettkämpfen bei Fieber und Erkältung kommunizieren, geht – wie bereits angedeutet – über das bloße Explizieren von Regeln und Anforderungen des Leistungssports hinaus. Die zitierten Passagen lassen sich vielmehr als implizite Bekenntnisse zu diesen Regeln lesen und als mehr oder weniger orthodoxe Wiederholungen des im Sport gültigen Leistungsprinzips. In den Erzählungen des »über Grenzen gehen« und des Erfüllens eines sportspezifischen Arbeitsethos spiegelt sich nicht nur ein Wissen über den Sport, sondern auch der Glaube an dessen Sinn respektive den Sinn des Leistungsprinzips. Diesen Glauben habe ich in den vorangegangenen Kapiteln als »illusio« des Feldes beschrieben, als eine von sozialen Akteur_innen des Sports zu erfüllende Teilnahmevoraussetzung: Nur wer an den Sinn des Leistungsprinzips glaubt, kann an den Kämpfen des Feldes teilhaben. Eben dieser Logik folgen meine Interviewpartnerinnen. Sie verdeutlichen ihr Commitment, ihren unbändigen Willen, etwas körperlich zu leisten, und positionieren sich auf diese Weise als legitime und – dies ist hier ein zentraler Punkt – Männern gleichwertige Akteurinnen im Feld des Leistungssports.

Diese Positionierung manifestiert sich auch in expliziten, stets im generischen Maskulinum formulierten Grenzziehungen zwischen »Sportlern« und »Normalos« (Stefanie, RI04) oder »Sportlern« und »Nicht-Sportlern« (Vanessa, GH01); wobei der Begriff »Nicht-Sportler« Personen

beschreibt, die nicht leistungssportlich aktiv sind und die, wie die Fußballerin Ela es formuliert, »schon nen völlig anderes Leben haben« (Ela, FB03). Mithilfe dieser Grenzziehung schaffen die Athletinnen ein Innen und ein Außen des Sports, das zumindest auf den ersten Blick geschlechtlich unmarkiert bleibt. Egal ob Männer oder Frauen, »Sportler« sind all jene, die sich dem Leistungsprinzip verschreiben, die bereit sind, hart zu trainieren und auch in anderen Bereichen des Lebens Verzicht zugunsten des Sports zu üben. Alle anderen sind besagte »Normalos« und »Nicht-Sportler«. Darüber hinaus postuliert die besagte Grenzziehung aber auch Gleichheit zwischen den Geschlechtern im Sport; und zwar in einer ähnlichen Weise, wie es die Kampagne der US-Fußballerinnen für gleiche Löhne und Preisgelder suggeriert (vgl. Kapitel 3.2). Die Forderung der Athletinnen, als Gleiche im Sport anerkannt zu werden, ist verbunden mit dem Wunsch, als den Männern ebenbürtige Akteurinnen zu gelten, das heißt als *Frauen*, die sich an die Regeln und Vorgaben des Feldes halten und sie erfüllen. Diese Idee der Gleichheit manifestiert sich nicht nur in den bereits dargelegten Erzählungen und Berichten, sondern in besonderer Weise auch in einer Äußerung der Ringerin Miriam. Für Miriam ist es Zeit, dass das Frauenringen die gleiche Anerkennung erfährt wie das Männerringen. Letztlich seien die Frauenwettbewerbe mittlerweile auch »olympisch«, begründet sie ihre Forderung. Vor allem aber trainierten die Ringerinnen »vom Umfang her genauso viel wie die Männer«, zudem trainierten sie »teilweise auch härter« und vor allem »MIT Männern« (Miriam, RI03). Wie im Transkript ersichtlich, betont Miriam das »mit« im Interview deutlich und stellt damit heraus, dass nicht zuletzt das gemeinsame Sporttreiben die Gleichheit beziehungsweise Gleichwertigkeit von Männern und Frauen im Ringen untermauert.

Reklamieren meine Interviewpartnerinnen in diesem Sinne die Anerkennung als Gleiche und damit legitime Akteurinnen im Sport, so stellt dies für sie allerdings nicht die Geschlechterdifferenz an sich infrage. Ganz im Gegenteil ist für die Athletinnen klar, dass sich Männer und Frauen mit Blick auf ihre Körper und die damit verknüpfte sportliche Leistungsfähigkeit unterscheiden. Männer haben mehr Muskulatur und Kraft, sind in der Folge athletischer und erzielen bessere Wettkampfergebnisse. In den Interviews spiegeln sich also wenig überraschend Annahmen über Geschlechterdifferenzen im Sport, wie ich sie im dritten Kapitel beschrieben habe, und damit verbunden die Vorstellung männlicher Überlegenheit. Letztere erscheint als eine natürliche Ordnung, die

die Athletinnen, wie ich im Folgenden zeige, in ihrer erlebten und am eigenen Leib erfahrenen Faktizität anerkennen. Zugleich nehmen sie die Geschlechterdifferenz aber auch zum Anlass, Gleichberechtigung eben aufgrund der Differenz zu Männern einzufordern. Als Sportlerinnen sind sie demnach nicht nur Gleiche, sie sind auch Andere, nämlich mit Blick auf die für den Sport bedeutsamen körperlichen Voraussetzungen; und auch als solche wollen sie gleichberechtigt anerkannt werden. Bevor ich auf die hier bereits anklingenden feministischen Debatten zur Frage von Gleichheit und Differenz zu sprechen komme, die ich nicht nur für die Analyse meines Datenmaterials, sondern darüber hinaus für weiterführende Analysen derzeitiger Gleichstellungspolitiken im Sport als gewinnbringend erachte, geht es mir darum, die Argumentationen der Sportlerinnen genauer nachzuzeichnen.

Bereits die Phase der Kindheit taucht in den Erzählungen der Sportlerinnen als eine auf, in der sich Geschlechterdifferenzen hinsichtlich des sportiven Könnens und der Leistungsfähigkeit zeigen – und zwar zugunsten der Jungen. Es sind vornehmlich implizite Äußerungen, die dies verdeutlichen. So konstatiert beispielsweise die Eishockeyspielerin Isabelle, sie halte es für »sehr gut«, dass Mädchen heute »mit Jungs zusammen trainieren«, und macht damit indirekt klar: Jungen sind Mädchen im Sport einen Schritt voraus. Diese Vorstellung unterliegt auch der Erzählung Esthers über ihre E-Jugend-Zeit⁷ im Fußball. Sie erinnere sich daran,

»dass wir sechs Mädchen auf dem Platz hatten (.) obwohl auch Jungs in der Mannschaft gespielt haben (.) aber wir waren =nee stimmt nicht (.) sechs waren zu viel aber (.) vier fünf mit Sicherheit mit sechs hat man ja nur gespielt (.) aber das weiß ich noch, dass ich das ganz lustig fand (l: hm) dass wir auch gut waren (.) genauso gut wie die Jungs« (Esther, FB02).

Die Überzahl der Mädchen auf dem Spielfeld sowie die den Jungen ebenbürtige Leistung ist für Esther bemerkenswert, und zwar angesichts der Tatsache, dass »auch Jungs« in der Mannschaft waren. Das von Esther eingebaute »obwohl« markiert den zentralen Widerspruch und verweist auf die hinter der Äußerung stehende Normalitätsvorstellung: Eigentlich

7 | Die Altersklasse der E-Junior_innen »einer Spielzeit sind Spieler, die im Kalenderjahr, in der das Spieljahr beginnt, das 9. oder das 10. Lebensjahr vollenden oder vollendet haben«. (Vgl. DFB Jugendordnung: 9)

spielen Jungen besser Fußball als Mädchen und eigentlich stehen mehr Jungen als Mädchen auf dem Platz. Esthers Bemerkung, sie habe die Dominanz der Mädchen »ganz lustig« gefunden, ist ein weiterer Verweis darauf, dass die beschriebene Situation den Erwartungen an das im Fußball normale Geschlechterverhältnis widerläufig ist. Wenn Mädchen Jungen oder – wie in anderen Interviewsequenzen deutlich wird – Frauen Männern körperlich und sportlich überlegen sind, dann ist dies eine mehr oder minder karnevaleske Verkehrung der Geschlechterordnung: Lustig ist, wenn Frauen Männer besiegen. Umgekehrt gilt dies nicht.

In Esthers Aussage über ihre Zeit in der E-Jugend deutet sich an, dass Vorstellungen über Leistungsunterschiede zwischen den Geschlechtern in den kindheitsbezogenen Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen primär als eine abstrakte Norm auftauchen, der die Athletinnen selbst allerdings nicht entsprechen. Entgegen herkömmlicher Vorstellungen können sie mit Jungen »mithalten« (Lisa, EH02), sind in Jungengruppen »bei weitem nicht die schwächsten« (Manuela GH02) und spielen »genauso gut« (Esther, FB02) wie sie. Die Sportlerinnen thematisieren damit einen Normverstoß, den sie in den Interviews allerdings nicht mit negativen sozialen Sanktionen verbinden, sondern vielmehr mit positiven Bezügen auf ihr sportives Können. So wie beispielsweise die Ringerin Tanja. Sie erzählt mir, dass sie bis zum zwölften Lebensjahr gegen Jungen kämpfte und dabei regelmäßig gewann. Es sei »halt schon nen cooles Gefühl so, wenn der Junge gegen a Mädle verliert« erzählt Tanja im Interview, »und dann halt besser zu sein (.) wenn a Mädchen gegen a Junge verliert is das ja net so, wie wenn a Junge gegen a Mädchen verliert (.) immer so ›ha du verlierst gegen a Mädchen‹ und so halt das war schon cool (lachen)« (Tanja, RI01). Zwar enttäuscht Tanja die Erwartungen an ein typisches Mädchensein – nicht nur, weil sie ringt, sondern auch, weil sie gegen Jungen gewinnt –, mit ihren Siegen assoziiert sie jedoch ein »cooles Gefühl«. Ähnlich geht es Ina (FB04), die von Zeitungsberichten mit dem Titel »Ina spielt Jungs schwindelig« erzählt. Darauf sei sie »stolz« gewesen. Oder Lisa (EH02), die mit fünfzehn Jahren vom Eishockey-Jungenteam in die »Damenmannschaft« wechselte und dort schnell zur Leistungsträgerin wurde, weil sie »wie die Jungs« spielte, sich »deren Spiel« angeeignet hatte. Dem zu Beginn dieses Kapitels angesprochenen, negativ besetzten ›like a girl‹ setzen die Sportlerinnen also mit Blick auf ihre Kindheit ein positiv besetztes ›like a boy‹ entgegen. Sie machen es ›wie die Jungen‹ (oder sogar besser) und zeigen damit ihr sportliches Talent.

Tauchen im Rückblick auf die eigene Kindheit narrative Elemente einer Tomboy-Erzählung auf (z.B. »ich wollte immer wie ein Junge sein« (Isabelle, EHO₁) oder »ich hab immer mit Jungs gespielt« (Ina, FBO₄)) sowie die soeben skizzierten Momente des Mithaltens mit den Jungen, so betonen die Athletinnen zugleich, dass Geschlechterunterschiede mit zunehmendem Alter wachsen. Für die Sportlerinnen handelt es sich dabei um eine natürliche Entwicklung menschlicher Körper, deren Unvermeidbarkeit in Formulierungen wie »das ist der Lauf der Dinge« (Stefanie, RIO₄) oder »ja das ist einfach körperlich so« (Inga, EHO₄) zum Ausdruck kommt. Die Eishockeyspielerin Inga greift in diesem Zusammenhang auf die Metapher eines sich trennenden Weges zurück. »Irgendwann«, so sagt sie,

»gehen dann die Wege natürlich auseinander (.) und dann war's das erstmal mit den Jungs so (.) je älter man wird desto größer ist dann natürlich auch das Leistungsgefälle zwischen Jungen und Mädchen (.) dann gibt's halt welche die machen dann einfach mit 15 nen riesen Sprung und sind auf einmal eins achtzig, eins neunzig groß und wiegen dann entsprechend auch viel (.) dann kann man da natürlich nich mehr so mithalten wie es noch mit 11, 12, 13 war (l:hm) is halt (.) geht man auseinander (.) dann fährt das Mädchen eben den Weg in der Damenmannschaft und der Junge mehr bei den Herren oder bei (.) ja was weiß ich, bei den Junioren oder so« (Inga EHO₄).

Die unterschiedliche körperliche Entwicklung von Mädchen und Jungen verbindet Inga in dieser Passage mit einem sich vergrößernden »Leistungsgefälle«. Konnte sie früher noch mit den Jungen mithalten, so geht dies mit zunehmendem Alter immer weniger. Dieser Prozess setzt zu einem für Inga nur bedingt bestimmbareren Zeitpunkt (»irgendwann«) ein und ist weder beeinflussbar noch aufzuhalten (das ist »halt« so, dann »fährt das Mädchen *eben* den Weg in der Damenmannschaft«). Die Jungen werden, wie sie es im Anschluss an das obige Zitat formuliert, stärker und schneller und fahren härtere Checks. Das sei »bei allen so«, fügt Inga hinzu, »das merken alle Mädchen (...) auch in anderen Sportarten« (EHO₄). Mit anderen Worten: Der wahrgenommene Leistungsunterschied ist nicht etwas Individuelles, das nur Inga erlebt, es ist eine verallgemeinerbare Differenz zwischen Mädchen und Jungen, Männern und Frauen. Es ist etwas, das »natürlich« so ist.

Die von Inga beschriebene Phase der geschlechterdifferenter Leistungsentwicklung identifiziert Esther ganz konkret als »Pubertät« und als eine Phase, die für sie als Mädchen »ganz allein nur mit Jungs (...) dann auch so nen bisschen unangenehm« wurde (Esther, FB02). Rein körperlich sei es auf dem Platz schwerer geworden, sich durchzusetzen, berichtet sie, »weil *die Jungs* körperlich natürlich schon zugelegt hatten und so langsam (.) ehm ja besser wurden als ich (.) oder ich nicht mehr die körperlichen voraus= die gleichen körperlichen Voraussetzungen hatte und mich gerade was Schnelligkeit angeht und Kraft und mich halt durch andere Sachen wie Technik oder taktisches Verhältnis durchsetzen musste« (Esther, FB02). Deutlich wird in Esthers Äußerung vor allem der Entwicklungsaspekt: Waren die Voraussetzungen zuvor gleich und ihr Engagement in einer Jungenmannschaft folglich problemlos, so sind sie dies auf einmal nicht mehr. Hinsichtlich Kraft und Schnelligkeit ist sie den Jungen unterlegen und muss diese Defizite mit technischem und taktischem Know-how kompensieren.

Bei Esther deutet sich an, dass sie die körperlichen Veränderungen respektive die wachsende Geschlechterdifferenz nicht nur als etwas beschreibt, das sie von außen beobachtet hat. Sie nimmt die Entwicklungen auch mit dem eigenen Körper wahr, sie sind für sie zugleich auch spürbar. Es sei »so nen bisschen unangenehm« gewesen, erzählt sie. Sie habe Mühe gehabt, sich gegen die Jungen durchzusetzen. Darauf, dass es vor allem auch am eigenen Körper erlebte und spürbare Erfahrungen sind, die der Geschlechterdifferenz ihren Anschein der Natürlichkeit geben, haben körpersoziologische Arbeiten mehrfach verwiesen (vgl. Lindemann 1992, Jäger 2004). Genau dieser Zusammenhang scheint auch in den mir vorliegenden Interviews auf. Es ist die eigene sportive Praxis, die unter Beweis stellt, dass es Leistungsunterschiede zwischen Männern und Frauen gibt. Spürbar sind körperliche Unterschiede und die damit verbundenen Leistungsdifferenzen von Männern und Frauen vor allem für jene Sportlerinnen, die gemeinsam mit Jungen und Männern wettkämpfen und/oder trainieren. Dies trifft in besonderem Maße auf die von mir interviewten Ringerinnen zu. Zwar treten sie als erwachsene Frauen nicht länger bei Wettkämpfen gegen Männer an, das Training absolvieren sie jedoch häufig gemeinsam mit ihnen. Sie wisse gar nicht, wie viele Trainingspartner an ihr »vorbeigewachsen« seien, berichtet Stefanie. Immer wieder trainiere sie mit 14- bis 16-Jährigen, die in etwa ihr Körpergewicht hätten, doch »irgendwann machts halt dschitt und dann sind se

weg« (Stefanie, R104). Mit ihrer rechten Hand macht Stefanie eine Geste, die unterstreicht, dass ihr die Jungen über den Kopf wachsen. »Und auf einmal sind se dann wieder stärker«, fährt die Ringerin im Interview fort,

»und dann denk ich mir ›oh man zum Kotzen is das doch (.) und du trainierst und trainierst oder machst Krafttraining dann kommt so einer tututututu mit der [??] auf einmal drückt der 100 Kilo« (.) dann denk ich mir immer (.) ›oh man das schaff ich nie in meinem Leben« und der (l:hm) durch die Hormone macht's dann pupp und dann hamse das auf einmal (l:hmh) das is (.) joa (l:hm) (.) das is aber auch lustig (.) dann haste se früher immer rumgehauen ne Zeit lang und dann macht's zack (l:hmh) (1) ja aber das is der Lauf der Dinge« (Stefanie, R104).

Für Stefanie wird die Geschlechterdifferenz durch den sich wiederholenden Prozess des Trainingspartnerwechsels und der damit einhergehenden Beobachtung, dass Jungen und Männer stärker sind als sie selbst als Frau, zu einer nicht zu leugnenden Realität – und zwar einer biologisch begründeten (»es sind die Hormone«) und damit unveränderbaren Realität (»das is der Lauf der Dinge«). Als solche ist sie zu einem gewissen Grad auch frustrierend (»oh man zum Kotzen«). Denn das, was den Jungen im Hinblick auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit möglich ist, bleibt Stefanie trotz all des Trainings vorenthalten. Der eigene Körper erscheint somit als eine geschlechtliche Gegebenheit und noch genauer als eine unveränderbare, weil natürliche Tatsache. Die Grenzen ihres Körpers erfährt Stefanie als Grenzen ihres Geschlechtskörpers, die sie jedoch mit Humor (»is aber auch lustig«) und einer Prise Fatalismus zu akzeptieren sucht.

Ähnlich ergeht es Miriam. Auch ihr ist aus der eigenen Trainingspraxis klar, dass Männer Frauen im Ringen deutlich überlegen sind. Sie haben mehr Kraft und nehmen beim gemeinsamen Training Rücksicht, geben ihr als Frau die Chance zu punkten, wenn ein Angriff gut gelungen ist:

»es is halt schon (.) also die Männer muss ich mal sagen die so mein Alter sind (.) meine Gewichtsklasse sind (.) die Jungs und Männer die nehmen halt Rücksicht die gucken dann halt schon dass sie auf Technik ringen und nich (.) so mit ihrer Kraft (.) mit ihrer Kraft sind se uns ja total überlegen (l: hm) ABER sie gucken dann schon so, dass es mir auch was hilft (.) so das Mittelmaß finden (.) manche können's gar nich, weil se auch selber unkontrolliert oder keine Koordination oder so

haben (.) aber ich finde wer nen bissl Gefühl hat fürs Ringen hat (.) von den Männern (I: hm) der kann das auch schon einschätzen und lässt uns dann halt auch schon mal nen Punkt machen, wenn er dann sieht (.) der Angriff war gut (I:hmh) und das bringt halt auch was (.) ich find die Angriffe die schlecht sind, die sollen se auch nicht durchgehen lassen (.) wenn se mit [??] würde in zehn Minuten vielleicht einmal nen Punkt aus Versehen, aber nee das is dann (.) ja sie gucken dann schon, dass se da das Mittelmaß finden.« (Miriam, R103)

Vor dem Hintergrund einer als natürlich wahrgenommenen Geschlechterdifferenz und einer am eigenen Körper spürbaren männlichen Überlegenheit erscheint die im Sport übliche Geschlechtersegregation auch meinen Interviewpartnerinnen als plausibel. Sie ist ein strukturelles Element des Leistungssports, das sie nicht infrage stellen. Die Selbstverständlichkeit dessen, dass Männer und Frauen in getrennten Leistungsklassen an den Start gehen, zeigt sich in den Interviews zum einen in einer weitgehenden Nicht-Thematisierung dieser Tatsache (die Leistungsklassen finden an sich keine Erwähnung), zum anderen aber auch in Erzählungen über ein Nicht-Einhalten der Geschlechtersegregation als ›Ausnahmesituationen‹. Ein Beispiel dafür liefert Stefanie. Sie berichtet, dass ihr Trainer sie mit zwölf Jahren noch im Jungenteam ringen ließ, obwohl dies laut Reglement untersagt ist. Er hätte »getrickst« und den Kampfrichter_innen erklärt, »das ist der Steff«. Im Gespräch taucht diese Situation als ein Baustein in Stefanies Erzählung ihrer Person als sportliches Talent und emanzipierte Athletin auf, die sich eine Männersportart erobert. Dabei steht außer Frage, dass der Verstoß gegen das Reglement und die Teilnahme an Jungenwettkämpfen vorübergehend war und auch sein sollte. Als Steff konnte sie letztlich nur gelten, weil sie ihr Körper noch nicht als Mädchen oder Frau auswies. Man habe »da noch nichts gesehen (.) das war alles noch flach«, sagt Stefanie im Interview. Mit ihrer Bemerkung deutet sie einerseits an, dass die geschlechtersegregierende Struktur zu einem Zeitpunkt greift, da ihr ›Mädchensein‹ weder körperlich noch leistungsmäßig für die Teilnahme an Wettbewerben relevant war. Andererseits verweist Stefanie mit der Formulierung, man habe »noch« nichts gesehen, auf die von Inga mit der Wegmetapher beschriebene antizipierte Entwicklung: Mädchen- und Jungenkörper unterscheiden sich mit zunehmendem Alter und starten im Sport folglich in unterschiedlichen Leistungsklassen. Eben diese Normalität und Selbstverständlichkeit zeigt sich in der von Stefanie thematisierten Ausnahmesituation.

Erkennen die Athletinnen in diesem Sinne Leistungsunterschiede zwischen Männern und Frauen im Sport als natürlichen Fakt an, so lässt sich zugleich beobachten, dass sie sich gegen eine Überführung des als natürlich geltenden »Leistungsgefälles« in eine damit korrespondierende Anerkennungshierarchie wehren. Dass Männersport gesellschaftlich höher bewertet wird als Frauensport und dies allein deshalb, weil Männer »von Natur aus« andere und im Kontext des Leistungssports »bessere« physische Voraussetzungen haben als Frauen, weisen die Sportlerinnen als illegitim zurück. Das zeigt sich in den zu Beginn dieses Kapitels angesprochenen Thematisierungen fehlender Wertschätzung von Frauen im Sport. Dort kritisieren die Athletinnen, dass sie trotz vergleichbarer oder sogar größerer Erfolge bei nationalen und internationalen Wettbewerben weniger materielle und ideelle Förderung seitens der Verbände und Vereine erhalten als ihre Sportkollegen in Männerteams. Betont die Gewichtheberin Sonja (GHO3) in diesem Zusammenhang, »wir sind doch alle die besten von Deutschland«, so verdeutlicht sie damit, dass es in ihren Augen nicht um einen Vergleich absoluter Leistungen zwischen Männern und Frauen gehen kann, sondern vielmehr darum, anzuerkennen, dass im Nationalteam aktive Athlet_innen unabhängig von ihrer Leistungsklasse sportlich Herausragendes vollbringen. Allein deshalb gebührt ihnen gleichwertige Anerkennung.

Sonjas implizite Forderung nach Gleichberechtigung orientiert sich nicht am Prinzip der Anerkennung geschlechtlicher Gleichheit, wie ich es zuvor mit Blick auf das Arbeits- und Leistungsethos herausgearbeitet habe. Die Gleichberechtigung der Geschlechter im Sport ist hier an die Vorstellung einer gleichberechtigten Anerkennung von Differenz geknüpft und somit an das in Kapitel 3 zur Sprache gebrachte Prinzip »separate but equal«: Männer und Frauen bringen unterschiedliche körperliche Voraussetzungen mit und unterscheiden sich folglich in ihrer sportlichen Leistungsfähigkeit. Ihre Leistungen dürfen aufgrund dessen nicht am gleichen absoluten Maßstab gemessen werden. Es gilt sie in Relation zu setzen zu dem in der jeweiligen Leistungsklasse Erreichten; ganz so, wie es Vanessa fordert, wenn sie kritisch darauf verweist, dass die deutschen Gewichtheberinnen im Verhältnis genauso gute Platzierungen bei internationalen Wettbewerben erreichen wie die Männer, ihnen trotzdem aber nicht die gleiche Förderung zukommt.

Das Argument eines relativen Leistungsvergleiches findet sich in einer Rhetorik der Unvergleichbarkeit bei den Fußballerinnen. Männer-

und Frauenfußball könne man »nicht vergleichen« (Hannah, FB01), stellen meine Interviewpartnerinnen fest. Frauen spielen »anders Fußball« (Nadine, FB06), ihr Spiel ist »eine andere Sportart« (Andrea, FB04), es sei einfach »kein Vergleich« (Esther, FB02). So erklärt mir Nadine auf meine Frage, was für ein Bild vom Fußballsport heute in der Öffentlichkeit vorherrsche (»was würdest du so sagen was so grundsätzlich das Bild (.) vom Fußball is was Leute so haben«), sie halte es für notwendig, zwischen Männerfußball und Frauenfußball zu unterscheiden. Bei »Männerspielen« sei die »Atmosphäre« ganz anders als bei den Frauen, bei denen es »friedlicher« zugehe. In der dann folgenden Passage verdeutlicht Nadine, was sie damit meint, und rekurriert auf das Motiv der Unvergleichbarkeit, wie es auch in anderen Interviews zur Sprache kommt.

»[...] ich glaube das geht schon davon aus dass wir auch anders Fußball spielen (I:hmh) also Männer sind ja =is einfach so (.) die Grundschnelligkeit is einfach viel höher (I: hmh) und es geht mehr über Schnelligkeit und mehr über den Körper so (I:hm) also ich meine (.) bei uns is es auch schon körperbetont also da sind auch manchmal Leute erschrocken (I:hm) wie wir schon zur Sache gehen (.) aber bei Männern is es ja manchmal schon noch nen bisschen heftiger (.) ehm und bei Frauen is es halt wirklich ganz viel über die Technik (.) also Ballmitnahme in den Räumen bewegen also (.) ich würde das als weicher einfach beschreiben (I:hmh) es geht mehr um die Technik und nich so nur ums Körperliche um die Schnelligkeit an sich (I:hm) ja und dementsprechend weicher is auch die Atmosphäre (I:hm) ich kann das nur so beschreiben (.) das fühlt sich einfach so an (I:ja) entspannter und eh (.) ja ruhiger die Leute sind eher so nen bisschen hm entspannt (I:hm) und bei den Männern (.) da gehn ja =da gibt's ja Fangemeinden und dann gehn schon Gesänge los vorm Spiel (I:hm) sind die da schon voll dabei (I:hm) also friedlicher is es bei uns auf jeden Fall« (Nadine, FB06)

Nadine macht zunächst die Differenz zwischen Männer- und Frauenfußball stark. »Wir«, das heißt sie und ihre Mitspielerinnen, spielen »anders Fußball«. Dieses »anders« begründet sich in einer natürlichen, selbstverständlichen Geschlechterdifferenz (»ja is einfach so«), die sich im Sport durch eine höhere Grundschnelligkeit der Männer bemerkbar macht und in einem Spiel resultiert, das »mehr über den Körper« geht. Interessant ist der dann folgende Einschub Nadines, dass auch Frauen »körperbetont« agieren, sogar in einer Weise, die manche Außenstehende verschreckt. Da Zweikämpfe und körperlicher Einsatz gegen Gegner_innen als we-

sentliche Elemente des Fußballs gelten, lässt sich Nadines Anmerkung als Versuch lesen, trotz der angesprochenen Differenz zwischen Männer- und Frauenfußball, auch letzteren als ›richtigen‹ Fußball zu positionieren. Nadine laviert an dieser Stelle zwischen Gleichheits- und Differenznarrationen und legt damit jenes Problem offen, auf das ich im Folgenden noch genauer zu sprechen komme, nämlich das mit diesen Konstruktionen einhergehende Dilemma, herkömmliche Geschlechtervorstellungen entweder über das Betonen einer immer schon vorhandenen geschlechtlichen Differenz zu reproduzieren (›Frauen treiben anders Sport‹) oder aber Gefahr zu laufen, mittels des Gleichheitspostulats soziale Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern zu legitimieren (›Frauen laufen langsamer und sind folglich nicht so leistungsfähig wie Männer‹).

Zunächst geht es mir aber um die von Nadine gewählten Zuschreibungen an den Frauenfußball. Dieser sei auf ein technisches Spiel fokussiert, auf die »Ballmitnahme« und ein »Bewegen in den Räumen«. Diese Ansicht teilen auch ihre Sportkolleginnen, die – wie beispielsweise Hannah (FB01) – darüber hinaus betonen, dass Fußballerinnen vor allem in den oberen Ligen »genauso gut Fußball spielen wie die Männer«, ihnen also mit Blick auf Technik und Taktik nicht unterlegen seien. Es sei allein die auch von Nadine erwähnte »Schnelligkeit [...] durch 30 Prozent weniger Muskelmasse oder so« (Hannah, FB01), die den Unterschied ausmache. Eben diesen Unterschied beschreibt Nadine im obigen Zitat mit dem Adjektiv »weich«; Frauenfußball sei »weicher« als Männerfußball, und genau das schlage sich in der gesamten Atmosphäre des Spiels nieder. Es gehe »ruhiger« und »entspannter« und »friedlicher« zu. Die von Nadine gewählten Attribute lassen den Frauenfußball als eine im Vergleich zum Männerfußball andere Welt erscheinen, als ein wohlgemerkt durchaus positiv besetztes Kontrastprogramm zum lauten und aggressiven Männersport. Die Idee der Unvergleichbarkeit des Frauen- und Männerspiels mündet in der Vorstellung eines ›anderen Spiels‹ der Frauen, das sich nicht allein durch Mängel in Geschwindigkeit und Athletik auszeichnet, sondern einen positiven Bezug erlaubt.

Ähnliches lässt sich im Kontext des Eishockeysports beobachten. Auch dort gilt das Frauenspiel als ›anders‹. Es sind vor allem die – in den Sportmedien immer wieder kritisch diskutierte⁸ – Aggressivität im Zweikampf,

8 | Entsprechende Debatten werden vor allem im kanadischen und US-amerikanischen Raum geführt. 2014 zogen drei ehemalige NHL-Profis vor Gericht und

die Prügeleien auf dem Eis sowie die daraus resultierenden hohen Verletzungszahlen, die das Männereishockey kennzeichnen. Bei den Frauen finden entsprechende Auseinandersetzungen weit weniger statt. Grund dafür ist, wie ich im dritten Kapitel dargelegt habe, zum einen das dort gültige Bodycheck-Verbot sowie darüber hinaus auch eine strengere Auslegung des Reglements durch Schiedsrichter_innen. Davon, dass »jede Kleinigkeit abgepfiffen« wird (Nina, EH05), berichten auch die von mir interviewten Eishockeyspielerinnen. Sehen meine Gesprächspartnerinnen ein entsprechendes Eingreifen kritisch und als eine Einschränkung ihres Spiels (»Das ist für uns kein Eishockey mehr [...] demnächst brauchen wir dann keine Ausrüstung mehr, wenn wir so spielen« (Nina, EH05)), so plädieren andere Frauenteam, Trainer_innen und Manager_innen dafür, das weniger gewalttätige Spiel der Frauen positiv zu bewerten. Meg Hewings, Managerin der Canadiennes de Montréal, eines der erfolgreichsten Fraueneishockeyteams in Nordamerika, betonte in einem Gespräch⁹ über das Bodycheckverbot, dieses sei einerseits problematisch, weil es ausschließlich für das Spiel der Frauen gelte, andererseits aber verändere es das Spiel auf eine Weise, die es für mehr Menschen zugänglich mache. Das Reglement übernahmen in Kanada viele, häufig gemischtgeschlechtliche Freizeitteams, da es ein integrativeres Spiel mit weniger Verletzungen ermögliche. Hewings sagte weiter, Eishockeybegeisterte müssten sich überlegen, wie sie das Spiel (»the game«) spielen wollten. Es gehe immer auch um die Interpretation einer Sportart. Für sie spräche zunächst nichts dagegen, wenn im Fraueneishockey Regeln gelteten, die im Vergleich zum Männereishockey nur ein Drittel der Verletzungen zuließen.

Was sowohl in Hewings' Argumentation als auch in Nadines Darstellung des Frauenfußballs anklingt, ist das Anliegen, die bereits angesprochene Überführung einer antizipierten Differenz zwischen Männer- und Frauensport in eine Anerkennungshierarchie zu vermeiden. Frauenfußball bzw. Fraueneishockey soll in diesem Sinne nicht als unvollständige Variante eines mit Männern und Männlichkeit assoziierten Originals

verklagten die Liga mit der Anschuldigung, sie fordere und fördere die Gewalt im Spiel, um spektakuläre Matches und damit höhere Zuschauer_innenzahlen zu erreichen (vgl. Klein/Benson 2014).

9 | Das Gespräch fand im Januar 2014 in Montreal, Kanada, statt. Ich danke Meg Hewings für ihre Einschätzungen und Kommentare und den Austausch in den vergangenen Jahren.

gelten (vgl. Kapitel 3.2). Vielmehr geht es darum, den von Frauen betriebenen Sport entlang anderer Werte und Normvorstellungen als eine differente, aber in dieser Differenz gleichwertige Form des Sporttreibens zu interpretieren. Mit anderen Worten: Es lässt sich der Versuch erkennen, dem Maßstab eines historisch bedingt an Männerkörpern orientierten Sports eine Alternative zur Seite zu stellen respektive ihn auf eine Weise zu erweitern, die auch Athletinnen einen positiven Bezug zu ihrem Spiel und ihrer sportlichen Leistungsfähigkeit ermöglicht.

Sind meine Interviewpartnerinnen in diesem Sinne darum bemüht, Anerkennung als gleichberechtigte Akteur_innen im Feld des Sports einzufordern, so ist auffällig, dass sie zugleich der Hoffnung auf Gleichberechtigung eine Absage erteilen und dabei paradoxerweise ihre Bemühungen, sich als gleichwertige Andere zu positionieren, unterlaufen. Das zeigt sich besonders deutlich bei den Fußballspielerinnen. Hannah (FBo1) beispielsweise erklärt mir kurz nachdem sie feststellt, dass Frauen »genauso gut Fußball spielen wie die Männer«, dass Frauenfußball trotzdem »nie den gleichen Stellenwert erreichen [wird, K.H.] wie der Männerfußball«. Er werde nie auf das »gleiche Sponsoreninteresse« treffen und nie die »gleichen Vermarktungsmöglichkeiten« haben. Den Grund dafür sieht sie in den unausweichlichen, körperlichen Geschlechterdifferenzen und der daraus resultierenden größeren Schnelligkeit der Männer. Diese wiederum führt für Hannah unweigerlich zu eben jener Hierarchisierung von Männer- und Frauenfußball, die sie kennt – und schließlich auch anerkennt. Denn Frauenfußball, so findet Hannah, sehe im Fernsehen einfach »langweiliger« und »langsamer« aus, manchmal sei es »auch ein Fehlpassfestival feinster Zierde«. Da erklärt sich von allein, dass der Männersport mehr Aufmerksamkeit erhält, während Frauenfußball nach wie vor als Sport nicht ernst genommen wird. Auch heute hieße es häufig »hahaha Frauenfußball (.) Behindertensport« (Hannah, FBo1). Eine ähnliche, den Frauenfußball und damit das eigene Sportengagement diskreditierende Passage findet sich im Interview mit Ela (FBo3). Sie würde sich »nicht unbedingt« die Spiele der Frauenfußballbundesliga im Fernsehen anschauen, erzählt sie mir, »Ich guck mir lieber nen Champions-League-Spiel an von den Bayern als jetzt von den Frauen, und wenn ich mir das von den Frauen angucke, dann höchstens, weil ich da welche kenne oder so (I:hm) und das is halt ja (I:hm) (.) vonner Sportart her is der Männerfußball halt attraktiver, so isses nunma.« Auf meine Nachfrage erklärt mir Ela, sie finde das Spiel der Männer aufgrund seiner »Athletik« und

»Spritzigkeit« attraktiver. Die Frauen spielten im Vergleich »mit einer lahmarschigen Geschwindigkeit«, da denke sie manchmal »MEIN Gott dann spiel doch mal«. Aber, so fügt Ela hinzu, das »ist nunmal so (.) da ham die Männer halt nen großes Stück mehr mitbekommen«.

Was sich hier zeigt, ist eben jenes Überführen geschlechtlicher Differenz in eine Anerkennungshierarchie, wie es die Rhetorik der Unvergleichbarkeit, der auch Ela und Hannah in den Interviews anfänglich folgen, eigentlich außer Kraft zu setzen versucht. Das Vorhaben, Männer- und Frauenfußball als verschiedene und damit potenziell gleichwertige Sportarten zu interpretieren, scheitert daran, dass die Sportlerinnen die als natürlich geltende körperliche Differenz zwischen den Geschlechtern bei der Bewertung ihrer auf dem Fußballfeld gezeigten Leistungen ausblenden. Sie messen die in ihren Augen mit unterschiedlichen Voraussetzungen in den Sport startenden Akteur_innen entlang eines universell gültigen, am männlich besetzten Original orientierten Maßstabs »richtigen« und, wie Ela es formuliert, »attraktiven« Fußballs; und dieser ermöglicht gleichberechtigte Anerkennung nur denjenigen, die – unabhängig von den körperlichen Voraussetzungen, die sie mitbringen – nicht nur technisch und taktisch schön spielen, sondern eben auch schnell und athletisch.

Wie zu Beginn dieses Kapitels herausgestellt, lese ich die zum Teil widersprüchlichen Gleichheits- und Differenzkonstruktionen der Athletinnen sowie ihr Einfordern geschlechtlicher Gleichberechtigung bei gleichzeitiger Anerkennung bestehender Geschlechterhierarchien nicht als individuelle Reaktionen auf erlebte Benachteiligungen und Marginalisierungen im Sport. Vielmehr verstehe ich sie im Sinne Bourdieus als Strategien der Vergeschlechtlichung, die der sozialen Positionierung als legitime Akteurinnen im Feld des Sports dienen. Als solche sind die in den Interviews auftauchenden Vorstellungen von Gleichheit und Differenz Ausdruck eines nicht ausschließlich, aber vor allem auch in und durch die objektiven Strukturen des Sports sozialisierten Habitus. In den Äußerungen der Sportlerinnen manifestiert sich damit der soziale Sinn der Athletinnen für das Funktionieren des Sports und dessen *illusio* (vgl. Kapitel 3). In den Gleichberechtigungsforderungen meiner Interviewpartnerinnen spiegeln sich dabei nicht nur die impliziten und expliziten Regeln des Leistungsprinzips. Die Argumentationen der Athletinnen verweisen zugleich auch auf die Grenzen des im Sport Möglichen beziehungsweise Sagbaren sowie auf normative Vorstellungen von Gleich-

heit und Differenz, die in (sportbezogenen) Gleichstellungsdebatten und -politiken zum Tragen kommen. Die Interviews zeigen folglich nicht nur, *dass* Gleichberechtigung von Frauen im Sport heutzutage eine legitime Forderung darstellt, es wird auch deutlich, *wie* diese Gleichberechtigung überhaupt reklamiert werden kann und darf; und wo sie an scheinbar natürliche Grenzen gerät.

Wie ich im abschließenden fünften Kapitel noch darlege, gilt es, diese Möglichkeiten und Grenzen geschlechtlicher Gleichberechtigung im Sport genauer zu verstehen, und zwar nicht nur ausgehend von subjektiven Konstruktionen, sondern auch auf der Ebene objektiver Strukturen. Dazu zählt vor allem die Ebene der Sportorganisationen und der dort implementierten Gleichstellungsprogramme und -politiken. Sie soziologisch zu analysieren und durch die Brille feministisch-theoretischer Überlegungen zu einem normativen Differenzbegriff zu betrachten, der Individuen auch in ihrer Verschiedenheit als gleichberechtigt anerkennt (Maihofer 2013: 42), scheint mir dabei besonders aussichtsreich. Bevor ich diese Ideen weiter ausformuliere, geht es mir im nächsten Schritt darum, einer weiteren Form der Legitimierung von Athletinnen im Feld des Sports nachzugehen – nämlich der Legitimierung des Sportlerinnenkörpers als Frauenkörper.

4.2 DAS IMAGE AUFPOLIEREN – SPORTLERINNENKÖRPER HETERONORMALISIEREN

Kämpfen Sportlerinnen zum einen mit Zweifeln an ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit und folglich um die Anerkennung als ›richtige‹, den Männern gleichgestellte Akteurinnen des Sports, so begleitet sie zum anderen der Verdacht der Vermännlichung. Frauen im Sport laufen Gefahr, als ›unweiblich‹ zu gelten; und das vor allem dann, wenn sie sich – wie meine Interviewpartnerinnen – männlich konnotierte Verhaltensweisen und Körperpräsentationen aneignen. Dem im vorangegangenen Teilkapitel beschriebenen Vorwurf, Frauen seien für den Leistungssport nicht ›Manns genug‹, steht also der Vorwurf zur Seite, Sportlerinnen seien nicht ›Frau genug‹; ein widersprüchlicher Zusammenhang, den Forschungen im deutschsprachigen Raum vor allem mit Blick auf die daraus resultierenden Identitätskonstruktionen sportlich aktiver Frauen beleuchtet haben (vgl. Palzkill 1990, Kugelmann 1996, Benning 2000,

Gieß-Stüber 2000, Kleindienst-Cachay 2005, Kleindienst-Cachay/Heckemeyer 2008).

Historisch betrachtet sind der Verdacht der Vermännlichung und die damit verbundene Anrufung von Sportlerinnen als geschlechtlich deviante Akteurinnen nicht neu. Ganz im Gegenteil, sie begleiten den modernen Sport seit seinen Anfängen und dienten von Beginn an als Mittel des Ausschlusses. Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts beispielsweise warnten Mediziner_innen und Funktionär_innen vor einer Vermännlichung des Sportlerinnenkörpers durch Verletzungen der weiblichen Fortpflanzungsorgane und plädierten dafür, dass Frauen ausschließlich Sport- und Bewegungsformen ausüben sollten, die ihre Gebärfähigkeit und ihr ›weibliches‹ Erscheinungsbild förderten (Pfister 2006). In anderen Bereichen des Sports lasse die hohe körperliche Belastung durch Training und Wettkampf »die Unterleibsorgane verwelken«, und Sportlerinnen würden folglich zu »künstlich gezüchtete[n] Mannweib[ern]« (Sellheim 1931 zitiert nach Pfister 2006: 34). Diese aus heutiger Sicht skurril wirkende Überzeugung hielt sich lange. Noch 2010 berichtete der Berliner *Tagesspiegel*, der Präsident des Weltskiverbands, Gian Franco Kasper, habe die Aufnahme von Skisprungwettbewerben für Frauen in den Olympischen Kanon mit dem Argument abgelehnt, die harte Landung könne bei den Sportlerinnen zum Riss der Gebärmutter führen (Haeming 2010). Wie in dem Artikel deutlich wird, galt Kaspers Aussage als Altherrenkommentar, dem Sportler_innen, Journalist_innen und ein Großteil der Funktionär_innen kaum mehr Aufmerksamkeit widmeten. Bemerkenswert ist allerdings, dass Personen wie er trotz entsprechend sexistischer Ansichten in Führungspositionen des internationalen Sports verbleiben dürfen.¹⁰

Lehnten Funktionär_innen und Mediziner_innen die Teilnahme von Frauen am Sport einerseits mit der Begründung einer möglichen Schädigung der Fortpflanzungsorgane ab, so witterten sie darüber hinaus eine Gefahr der Vermännlichung aufgrund der geforderten Verhaltensweisen. Das Schwitzen, Keuchen, Kämpfen und Treten sowie das Auftrainieren von Muskulatur und das damit einhergehende athletische Aussehen galten als unweiblich (vgl. Pfister 1982, 2006). Auch der Deutsche Fuß-

10 | Zur Situation des Frauenskispringens siehe Hofmann/Vertinsky/Jette (2010). Im Skispringen werden seit den Olympischen Spielen 2014 in Sotchi, Russland, Wettbewerbe in der Leistungsklasse der Frauen durchgeführt.

ballbund (DFB) begründete sein in der sportwissenschaftlichen Literatur mittlerweile vielfach erwähntes Fußballverbot für Frauen in den 1950er Jahren mit der Behauptung, Fußball fördere durchweg männliche Eigenschaften und sei folglich für Frauen und Mädchen ungeeignet. Fußballspielerinnen galten als Mannweiber und waren nicht erwünscht (vgl. Hoffmann/Nendza 2006, Meier/Hürlimann 2012).

Zwar ist es heute kaum mehr denkbar, dass Frauen mit der Begründung, ihre Körper drohten zu vermännlichen, aus einer Sportart ausgeschlossen werden. Angesichts der bestehenden symbolischen Verknüpfung von Sport und Männlichkeit laufen sie dennoch Gefahr, als Mannweiber oder – darauf komme ich im Folgenden noch genauer zu sprechen – als (Kampf-)Lesben zu gelten. Davon berichten auch meine Interviewpartnerinnen. Sie sind sich, wie bereits zu Beginn des Kapitels angesprochen, der Tatsache bewusst, dass sie als Frauen in ihrem Sport Vorreiterinnen sind. Für sie ist klar, dass sie sich in Männerdomänen bewegen und dass ihre dortige Präsenz zuweilen für Unmut und Unverständnis sorgt. Ihr Geschlechtergrenzen überschreitendes Verhalten sehen die Sportlerinnen als einen zentralen Grund dafür, dass Frauen in Männersportarten ein »negatives Bild« (Tanja, R101) anhaftet, ein »negativer Touch«, wie es die Fußballerin Nadine formuliert. In der Öffentlichkeit Sorge es noch immer für Irritationen, wenn es bei Frauen körperlich »zur Sache geht« (Nadine, FBo6) und Frauen »breite Schultern« (Vanessa, GH01) haben. Mit anderen Worten: Es sind vor allem die in ihren Sportarten geforderte Brutalität und Aggressivität sowie die mit einem leistungssportlichen Training einhergehenden körperlichen Veränderungen, die als »typisch männlich« gelten und im Umkehrschluss bei Frauen als »unweiblich« wahrgenommen werden.

Diese Zusammenhänge legen meine Interviewpartnerinnen insbesondere in Gesprächspassagen offen, in denen sie mit mir über das Bild ihres Sports in der Öffentlichkeit sprechen sowie darüber, wie Außenstehende auf ihr Sportengagement reagieren.¹¹ Ihnen eile der Ruf voraus,

11 | Die Eingangsfrage des im Leitfaden vermerkten Themenblocks *Außenwahrnehmung* lautete: »Kannst Du/Können Sie sich an Situationen erinnern, in denen bekannte oder unbekannte Personen Dich/Sie auf Dein/Ihr Sportengagement angesprochen haben? Könntest Du/Könnten Sie mir davon erzählen?« Anzumerken bleibt, dass die in diesem Zusammenhang gestellten Fragen nicht auf die Wahrnehmung von Frauen im Ringen, Gewichtheben, Eishockey oder Fußballspielen,

»Schlägerweiber« zu sein, erzählt mir die Eishockeyspielerin Anja. Die dicke Ausrüstung und Polsterung gäben reichlich Anlass zu der Vermutung, dass es bei ihnen – also bei den Frauen – genauso hart zugehe wie bei den Männern. Dass das nicht selbstverständlich ist, zeigt sich in »Standardfragen« (Isabelle, EHO1), wie Isabelle es nennt: »Checked ihr euch denn auch so (.) geht das bei euch auch so brutal zu und prügelt ihr euch auch?« (Isabelle, EHO1). Für die Spielerinnen spiegelt sich in diesen »typischen Fragen« nicht nur Unwissen, sondern auch Verwunderung und Irritation darüber, dass Frauen einen Sport betreiben, der mit körperlicher Härte verbunden ist. Erneut spielt hier das bereits erwähnte Bodycheckverbot eine Rolle sowie die von den Spielerinnen beklagte Tatsache, dass die Schiedsrichter_innen im Fraueneishockey bei Weitem nicht so viel Körperkontakt zulassen wie im Männerspiel (vgl. Kapitel 3.2/Kapitel 4.1). Man wolle das Fraueneishockey »technischer machen« (Nina, EHO5), und es werde »mehr Wert auf die Technik gelegt« (Rike, EHO3), erklären sie mir. In der vergangenen Saison sei »sehr extrem« und »fast jede[r] Körperkontakt« gepfiffen worden. Zudem habe das Bodycheckverbot »den körperlichen Aspekt des Fraueneishockeys sehr stark entschärft« (Rike, EHO3) – für die Spielerinnen ein Signal, dass die im Eishockey eigentlich übliche Brutalität bei den Frauen nicht erwünscht ist.

Dass körperliche Härte für Männer im Sport legitim ist, zugleich aber im Widerspruch zu vorherrschenden Weiblichkeitsvorstellungen steht, ist auch den Ringerinnen bewusst. Bei vielen sei das Urteil über Frauenringen vorprogrammiert, erzählt mir Stefanie. »Ja was für ein brutaler Sport«, hieße es, »das machen Frauen doch nicht« (Stefanie, RIO4). Stefanies Teamkolleginnen Tanja und Maja teilen diese Erfahrung. Ist es Tanja zufolge ungewöhnlich, wenn auch Mädchen »Kopfnüsse« verteilen – ich habe dies bereits zu Beginn des Kapitels zitiert –, so stellt Maja fest: »[...] bei den Männern ist es okay, wenn die aggressiv sind (.) bei den Frauen nicht«. Dasselbe gelte mit Blick auf das Aussehen, fügt Maja hinzu: »[...] Männer dürfen Muskeln haben Frauen nicht« (Maja, RIO2).

Es ist also nicht nur der Körpereinsatz, der Sportarten wie Ringen und Eishockey zu typisch männlichen Betätigungen macht. Es sind auch die Körper an sich, die mit Männlichkeit assoziiert werden. Meine Interview-

sondern stets allgemein gehalten sind. Die Differenzierung in Wahrnehmungen von Männern und Frauen in der jeweiligen Sportart lassen sich daher als Schwerpunktsetzungen der Athletinnen verstehen.

partnerinnen verweisen zwar darauf, dass heutzutage auch Frauen Muskeln haben dürfen, verdeutlichen aber zugleich, dass das Maß an Muskulatur, das ein leistungssportliches Engagement in ihren Sportarten mit sich bringt, nach wie vor nicht mit landläufigen Vorstellungen über Frauenkörper kompatibel ist. Wenig überraschend sind es insbesondere die Gewichtheberinnen, die dies thematisieren. Ihr Sport ist nicht durch Zweikämpfe und damit Körpereinsatz gegen Gegnerinnen gekennzeichnet, wohl aber durch das Optimieren des Körpers für Kraftleistungen. Die Gewichtheberinnen erleben es immer wieder, dass sie aufgrund der auftrainierten Muskulatur, den »breiten Schultern« und »dickeren Beinen« als »dick« oder »fett« bezeichnet werden. Bei den Männern fänden es alle »ganz toll«, wenn sie »superschwer« seien, erklärt mir Uta (GH04), bei den Frauen jedoch nicht. Hier deutet sich das an, was ich im vorangegangenen Kapitel bereits angesprochen habe: Während die hohen Gewichtsklassen bei den Männern aufgrund der Hebeleistung in besonderer Weise Aufmerksamkeit generieren, ist hohes Körpergewicht für Gewichtheberinnen nicht positiv besetzt. Ihre Körper gelten nicht als stark, standfest und leistungsfähig, sondern als »dick«, »fett« oder – so formuliert es Vanessa (GH01) – als »pummelig«; Eigenschaften, die in der öffentlichen Wahrnehmung mit Faulheit und Disziplinlosigkeit verknüpft sind und weiblichen Schönheitsidealen widersprechen (vgl. Rauchensteiner 2013). Männern sei es erlaubt, »wie ein Schrank« auszusehen, bringt Manuela dies auf den Punkt, Frauen hingegen nicht, und ihre Teamkollegin Sonja (GH03) erzählt mir, sie bekomme »manchmal blöde Sprüche« zu hören, weil sie »ein starkes Mädchen« sei; und dass Männer mit starken Frauen ihre Mühe hätten, so Sonja, »hört man ja immer wieder«.

Ist meinen Interviewpartnerinnen gemein, dass sie sich aufgrund ihres Sportengagements in die Nähe des Männlichen gerückt sehen und somit in der Gefahr sich befinden, als »Mannweiber« zu gelten, so sind es insbesondere die Fußballerinnen und Eishockeyspielerinnen, die auf das in ihren Sportarten vorhandene Bild der »Lesbe« oder gar der »Kampflésbe« verweisen. Es gebe viele Menschen, erklärt mir Rike (EH03), »die Eishockey oder auch andere härtere Sportarten oder mit Fleiß betriebene Sportarten von Frauen gleich mit Mannsweibern verbinden«; und nicht nur das, es hieße nicht nur »öäh Mannsweib«, sondern auch »öäh Lesben«. Mithilfe der im Transkript wiedergegebenen Laute verdeutlicht Rike, dass es sich dabei um abwertende Anrufungen, ja Beschimpfungen handelt. Ähnliches zeigt sich bei Nina (EH05). »Frauen in Männersport-

arten da denkt doch jeder ›ey lesbisch‹«, sagt sie und erzählt mir von ihrer Schwester, der insbesondere Fußballspielerinnen und Eishockeyspielerinnen »ein Gräuel« sind. In ihren Augen seien das alles »Kampflesben«, das fände sie »ganz furchtbar«. Die »Lesben-Geschichte« (Ela, FB03), wie Ela es nennt, taucht – zumindest lässt sich dies für den deutschsprachigen Raum sagen – in besonderer Weise in Zusammenhang mit dem Frauenfußball auf. Er gilt landläufig als eine ›typische Lebensportart‹. Das zeigt sich unter anderem dann, wenn Journalist_innen Spielerinnen in Interviews fragen, was es mit dem Gerücht auf sich habe, alle Fußballerinnen seien Lesben (Louis 2011). Zudem kursieren seit vielen Jahren Zahlen über den Anteil lesbisch lebender Spielerinnen. Sie stammen aus einer Diplomarbeit der langjährigen Bundestrainerin Tina Theune-Meyer.¹²

Wie bereits in Kapitel 3 angedeutet, zeichnet sich die Debatte um lesbische Fußballerinnen vor allem dadurch aus, dass die Spielerinnen gänzlich unabhängig von ihrer tatsächlichen Lebensweise als Lesben gelten, sie quasi unter ›Generalverdacht‹ gestellt werden (Degele/Janz 2012: 195); ein Phänomen, das die US-amerikanischen Autor_innen Elaine Blinde und Diane Taub Anfang der 1990er Jahre als »lesbian stigma« (Blinde/Taub 1992: 521) bezeichnet haben. Dahinter verbirgt sich die landläufige Annahme, dass männlich konnotiertes Verhalten und Aussehen bei Frauen Zeichen lesbischen Begehrens sind. Denn ›richtige‹ Frauen bewegen und geben sich ›weiblich‹ und sind heterosexuell. Im Umkehrschluss machen sich Sportlerinnen, vor allem dann, wenn sie männlich dominiertes Terrain erobern, verdächtig, homosexuell zu sein (Caudwell 2003: 376).

Wenngleich das Wort ›lesbisch‹ dies also zunächst suggeriert, ist der Grund für die Adressierung als Lesbe oder gar Kampflesbe nicht (zumindest nicht per se und ausschließlich) die sexuelle Orientierung der Sportlerinnen, sondern die Tatsache, dass sie sich in einer Männersportart bewegen und sich männlich konnotierte Körperpraktiken und -präsentationen zu eigen machen. Es geht demnach nicht um ein faktisches ›lesbisch Leben‹ als vielmehr um ein ›Lesbisch Aussehen‹ oder ›Lesbisch Erscheinen‹, das negativ besetzt ist. Caudwell (2003) spricht deshalb von einem »lesbian gender« (ebd.: 382), das sie von einem »lesbian desire« (ebd.), also lesbischem Begehren, unterscheidet. In den Interviews taucht

12 | Die Rede ist von einem Lesbenanteil im Frauenfußball von 20-40 Prozent. Die Zahlen stammen aus der Diplomarbeit der ehemaligen Fußballnationaltrainerin Tina Theune-Meyer (vgl. Meuren 2014).

dieser Zusammenhang unter anderem dann auf, wenn Athletinnen wie Ela (FB03), darauf verweisen, dass eine Frau, die Fußball spielt, »kurze Haare« habe und aussehe wie »ein halber Mann«, damit rechnen müsse, als Lesbe bezeichnet zu werden. Sie entspreche dann dem »Stereotyp« beziehungsweise dem »Klischee« der lesbischen Fußballerin. Deutlich wird auch hier: Die Lebensweise der Athletin ist nicht von Bedeutung.

Das wiederum zeigt, dass es sich bei der pauschalisierenden Anrufung von Spielerinnen als Lesben primär um eine sexistische und weniger um eine homophobe Praxis handelt (Degele/Janz 2012: 207ff). Denn ebenso wie die Bezeichnung von Sportlerinnen als ›männlich‹ oder als ›Mannweiber‹ thematisiert auch die Zuschreibung, lesbisch zu sein, den Verstoß gegen herkömmliche, heteronormative Geschlechtervorstellungen und markiert die Athletinnen als geschlechtlich deviant. Es geht folglich nicht um die Sanktionierung ›homosexuell‹ lebender Sportlerinnen, sondern um die Abwertung von Frauen im Sport allgemein – und damit um ihren Ausschluss. Eben diesen Zusammenhang beschreibt die Tennis-Ikone Martina Navratilova im Jahr 2013 in einem Interview beim Online-Kanal *Democracy Now* mit den folgenden Worten:

»In sports, women have to kind of prove their heterosexuality when they're really good athletes. There are women that have written books proclaiming their heterosexuality, just in case anybody thought that they were gay, because for a lot of girls growing up, as soon as they're athletic, they're called – they're called unnatural or lesbians or whatever. And a lot of straight girls don't even get involved in sports because they don't want to have that kind of bullying happen to them. So it's almost assumed that you are gay; you have to prove that you're straight.« (Martina Navratilova, *Democracy Now* Interview 2013)¹³

In dieser Deutlichkeit formulieren dies meine Interviewpartnerinnen nicht. Allerdings zeigt sich, dass sie das »negative Bild« von Frauen in ihrem Sport, in welcher Weise auch immer es kommuniziert wird, als diskriminierend verstehen und als Versuch, sie aus dem Sport heraus zu halten. So erklärt mir beispielsweise Nadine, Männer seien, was Frauenfußball angehe, »eh etwas kompliziert«. Fußball sei aus deren Sicht eine »Männerdomäne« und solle es »halt auch bleiben«. Das zeigt sich

13 | Das Interview fand anlässlich des ›Coming Outs‹ von NBA-Basketballprofi Jason Collins statt.

in ähnlicher Weise in einer Aussage der Eishockeyspielerin Rike (EH03). Sie erzählt von Situationen auf dem Eis, in denen Gegenspieler sie als »Lesbe« beschimpfen, wenn sie ihnen den Puck abbringe oder sie »aus-spiele«. Die Männer wechselten in solchen Momenten »die Ebene« und gingen »direkt in einen Angriff« über, anstatt ihr Anerkennung für den guten Spielzug zu zollen. Die Bezeichnung als »Lesbe« wertet sie als eine Beschimpfung, die nicht ihre Lebensweise (Rike lebt zum Zeitpunkt des Interviews mit einer Frau zusammen), sondern ihre sportliche Überlegenheit als Frau sanktioniert.

Ein bemerkenswerter Aspekt ist, dass die Anrufung als Lesbe in den mir vorliegenden Interviews ausschließlich von den Teamsportlerinnen, nicht aber von den Gewichtheberinnen und Ringerinnen thematisiert wird. Im Nachgespräch teilte ich diese Beobachtung mit der Ringerin Maja (RI02) und bat sie um ihre Einschätzung. Maja (RI02) sagte mir, sie könne sich nicht entsinnen, jemals gehört zu haben, dass Ringerinnen als Lesben beschimpft würden. Sie gelten eher als »Muskelprotze«. Darüber hinaus hätte sie erlebt, dass Freundinnen von Teamkollegen ihr vorwarfen, sie ringe, um »den Jungs« nahezukommen. Maja wird also von vornherein ein heterosexuelles Begehren unterstellt und ihr gemeinsames Training mit Männern als Gelegenheit interpretiert, mit diesen in körperlichem und sexuell konnotiertem Kontakt zu sein.

Vor dem Hintergrund von Majas Erzählung liegt eine mögliche Erklärung für die Anrufung von Teamsportlerinnen als homosexuell in dem sozialen Setting, in dem sich die Athletinnen bewegen. Trainieren die Ringerinnen und Gewichtheberinnen »unter Männern«, so halten sich Eishockey- und Fußballspielerinnen primär in homosozialen Kontexten auf; sie trainieren »unter Frauen«. Sportteams gelten zudem landläufig als geschlossene Gemeinschaften, in die andere nicht ohne Weiteres Einblicke erhalten und in die neue Teilnehmer_innen erst aufgenommen werden müssen. Eine Vermutung ist, dass das Verständnis von Teams als homosoziale, geschlossene Kontexte die Anrufung der Fußball- und Eishockeyspielerinnen als Lesben begünstigt. Anlass für den »Generalverdacht« bietet demnach nicht nur das »männliche« Verhalten der Sportlerinnen, sondern darüber hinaus die Gemeinschaft mit anderen Frauen und die Abwesenheit von Männern.

Anschlussfähig ist dieser Gedanken an Arbeiten, die sich auf unterschiedliche Weise mit homosozialen Gemeinschaften auseinandersetzen und diesen eine zentrale Bedeutung für die Reproduktion heteronormati-

ver Ordnung zusprechen (für einen Überblick siehe Hammaren/Johansson 2014). Im Anschluss an Eve Kosofsky Sedgwick (1985) ließe sich dabei der Frage nachgehen, ob und wenn ja in welcher Weise sich Frauenteam über die Abgrenzung von Homosexualität ein Mehr an gesellschaftlicher Anerkennung verschaffen (können). In ihrem Buch »Between Men« schlägt Sedgwick alternativ zu der Gegenüberstellung von heterosexuell/homosexuell ein Kontinuum vor, an dessen Enden sie die Begriffe *homozial* und *homosexuell* setzt (ebd.). Homoziale Kontexte legitimieren sich und ihre Machtgefüge demnach über die Abgrenzung zu Homosexualität. Wenngleich sich Sedgwicks Analysen nicht ohne Weiteres auf Frauengemeinschaften und damit Frauensportteams übertragen lassen, so schärfen sie dennoch den Blick dafür, dass Sexualität ein wesentliches, die Geschlechterordnung des Sports strukturierendes Moment ist.

Unabhängig davon, ob sich meine Interviewpartnerinnen als Lesben oder Mannweiber titulierte sehen, geht es mir im Folgenden um die den Sportlerinnen gemeinsame Erfahrung, als geschlechtlich deviant zu gelten. Ähnlich den Zweifeln an ihrer Leistungsfähigkeit kommuniziert auch der Vorwurf der Vermännlichung die Gefahr, im Sport marginalisiert oder gar von ihm ausgeschlossen zu werden (vgl. Kapitel 3). Die Auseinandersetzung mit pejorativen Anrufungen ist demnach gleichbedeutend mit der Notwendigkeit und dem Bemühen, sich als legitime Akteurin innerhalb des Feldes zu behaupten und sich in einer Weise zu positionieren, die es erlaubt, soziale Anerkennung und damit symbolisches Kapital zu generieren. Denn dies ist, wie ich in Kapitel 3.2 gezeigt habe, deshalb von Bedeutung, weil es die Möglichkeit der Rekrutierung von Sponsoren und Werbepartner_innen steigert.

Erkennen die von mir interviewten Sportlerinnen an, dass ihr Sportengagement ein für Frauen ungewöhnliches ist, so zeigt sich zugleich, dass sie eine negative Besetzung der daraus resultierenden Differenz zu einer als »normal« geltenden Weiblichkeit und die Abwertung von Sportlerinnen aufgrund ihres Geschlechtergrenzen überschreitenden Verhaltens und Aussehens vehement zurückweisen. Das vorherrschende »negative Bild« bezeichnen sie als »Klischee« (Ina, FB04) und »Vorurteil« (Andrea, FB05), als »Fehlbild« (Sonja, GH03) oder »falsches Bild« (Isabell, EH01) sowie als unzulässige Verallgemeinerung (Lesbische Spielerinnen seien »durchaus vertreten«, erklärt mir Rike (EH03), vielleicht sogar »zu einem höheren Prozentsatz«, aber das sei »nicht zwingend so«). Sie deklarieren die mit ihnen und ihrem Sport verknüpften Vorstellungen also als

festgefahrene, nicht zuletzt auf Unwissen basierende Annahmen (»falsches Bild«), die – zugespitzt formuliert – an der Realität vorbeigehen und gegen die sie sich zur Wehr setzen.

Das Bemühen um Distanzierung vom Mannweiber- und Lesbenbild manifestiert sich zunächst in dem wiederholten Verweis der Sportlerinnen darauf, dass sie den landläufig pejorativen Vorstellungen über Frauen in Männersportarten nicht entsprechen. Niemand denke, dass sie den »härtesten Sport der Welt« betreibe, erklärt mir die Eishockeyspielerin Lisa (EH02), und auch ihre Teamkollegin Nina (EH05) stellt fest, sie habe »nicht so diese typische Eishockeyfigur«. Sie provoziere bei vielen einen »Aha-Effekt«, wenn sie sich als Bundesliga-Eishockeyspielerin oute. Ähnlich geht es Uta (GH04), die mir berichtet, ihr Gegenüber sei stets erstaunt, wenn sie erzähle, sie sei Gewichtheberin. Sie solle »sie nicht verarschen«, so Uta wortwörtlich.

Wie sich in den Aussagen andeutet, erzählen meine Interviewpartnerinnen die Diskrepanz zwischen klischeehaften Vorstellungen und ihren eigenen Körpern stets über Zitationen Dritter, das heißt anhand von Situationen, in denen Andere ihnen spiegeln, dass sie ihren Erwartungen an das Aussehen einer Gewichtheberin, Ringerin, Eishockey- oder Fußballspielerin nicht entsprechen. Besonders deutlich zeigt sich dies in einer Passage aus dem Interview mit Stefanie (RI04). Sie berichtet darin von ihrem ersten Besuch beim »Sportlerball«, einer Veranstaltung, die in vielen Städten einmal im Jahr stattfindet und bei der die besten Sportler_innen und Sportteams für ihre Leistungen ausgezeichnet werden. Stefanie erzählt:

»und hier aufm Sportlerball (.) also das allererste mal wo ich da war (.) ich glaub nach der deutschen Meisterschaft mit 16 oder 17 (.) da ham se mich auch aufgerufen ›ja Ringerin deutsche Nationalmannschaft blablabla‹ und ich lauf die Stufen hoch und so (.) ›nee nee wir wollen die Ringerin‹ (.) (lachen) ›ja genau (.) ›ja aber das sieht doch normalerweis (.) SO‹ (breitet die Arme aus) ich so (.) ›hmh (.) muss nicht sein (.) bei uns is nicht nur SO (.) da gibt's auch die 48-Kilo-Mädels‹ (.) und das war halt so ganz (.) ganz anders (l:hm) das is Wahnsinn (.) haben sie nicht damit gerechnet da gibt's halt echt ganz unterschiedliche (.) aber immer positive (.) eh Rückmeldungen eigentlich.« (RI04)

Zum Zeitpunkt des Interviews liegt das von Stefanie erzählte Ereignis schon einige Jahre zurück. Nichtsdestotrotz erinnert sie sich an die Si-

tuation und gibt diese im Gespräch in direkter Rede wieder; ein Indiz dafür, dass es sich um ein für Stefanie bedeutsames Erlebnis handelt. Sie sei von den Veranstalter_innen als Ringerin der Deutschen Nationalmannschaft aufgerufen worden. Als sie die Stufen zur Bühne hinaufgeht, halten diese sie jedoch mit den Worten auf »nee nee wir wollen die Ringerin«. Stefanie wird also nicht als Ringerin erkannt. Der Grund dafür ist ihr Körper, ihre Figur. Die Organisator_innen stellen sich eine andere Person vor, eine breitere, dickere Sportlerin. Das zeigt sich in der Bemerkung »ja aber das sieht doch normalerweise SO« aus, bei der Stefanie im Interview ihre Arme ausbreitet. Das darin enthaltene »normalerweise« ist ein Zeichen dafür, dass es sich um eine verallgemeinernde Annahme handelt und nicht um eine Erwartung an Stefanie als Einzelperson. Ganz im Gegenteil: Von Ringerinnen allgemein erwartet man, dass sie breit und stämmig sind, Stefanie hingegen entspricht diesem Bild nicht. Der Frage, ob nicht eigentlich alle Ringerinnen »SO« seien, also breit und stämmig, begegnet Stefanie in ihrer Erzählung mit einer Verneinung. »Muss nicht sein«, sagt sie, »da gibt's auch die 48-Kilo-Mädels«. Stefanie verweist damit auf die leichteste der insgesamt sieben Gewichtsklassen im Frauenringen, das so genannte Fliegengewicht.¹⁴ Athletinnen, die dort aktiv sind, das macht Stefanie hier deutlich, entsprechen nicht dem von den Organisator_innen des Sportlerballs relevant gemachten Bild. Mit ihrer Erzählung ordnet sich Stefanie dieser Gruppe von Ringerinnen zu und positioniert sich so als eine Athletin, die – wenngleich dies hier implizit bleibt – athletisch und durchtrainiert ist, jedoch im Rahmen dessen, was als weiblich und attraktiv gilt.

Auffällig ist, dass das von Stefanie beschriebene Nicht-Erfüllen der an sie herangetragenen Erwartungen positiv besetzt ist. Nicht als Ringerin erkannt zu werden, das zeigt sich am Ende der zitierten Interviewpassage, erscheint in Stefanies Erzählung weder als Mangel noch als Problem. Ganz im Gegenteil, sie berichtet von positiven, anerkennenden Reaktionen (»Da haben sie nicht damit gerechnet (.) da gibt's halt echt ganz unter-

14 | Im Frauenringen werden derzeit Wettkämpfe in sieben Gewichtsklassen ausgetragen: Fliegengewicht (bis 48 kg), Bantamgewicht (bis 51 kg), Leichtgewicht (bis 55 kg), Weltergewicht (bis 59 kg), Mittelgewicht (bis 63 kg), Halbschwergewicht (bis 67 kg) und Schwergewicht (bis 72 kg) (siehe www.ringen.de/neue-gewichtsklassen-und-regelanpassungen-veroeffentlicht/ [letzter Zugriff 30.10.2017]). (Zu Unterschieden zwischen den Männer- und Frauenwettbewerben siehe Kapitel 3).

schiedliche (.) aber immer positive (.) Rückmeldungen eigentlich«. Die sich hier andeutende Verknüpfung von Lob und Anerkennung für das Sportengagement der Athletinnen mit der Feststellung, sie entsprächen *nicht* dem herkömmlichen Bild von Frauen in Mannersportarten, taucht auch im Gespräch mit Stefanies Teamkollegin Miriam (R103) auf. Meine Frage, ob sie sich an Situationen erinnere, in denen sie auf ihren Sport angesprochen wurde, bejaht Miriam. Sie werde nicht nur angesprochen, konkretisiert sie, sondern auch von »wahnsinnig vielen Leuten angeguckt«. Grund dafür ist in Miriams Perspektive ihr »athletischer« und »durchtrainierter« Körper. Erst am Vortag des Interviews habe eine ihr fremde Person sie gefragt, welchen Sport sie treibe. Die Reaktion darauf, dass sie Ringerin ist, sei positiv gewesen. »Och das ist ja toll«, zitiert Miriam ihr Gegenüber und fügt dann hinzu: »viele sagen sie hätten sich das gar nicht so vorgestellt mich als Ringerin (.) unter Ringerin irgendwas Anderes gedacht (.) aber ja die sagen dann ›das is toll‹ und der Erfolg und als Frau« (Miriam, R103).

Interessant ist, dass Miriam mittels des Adverbs »dann« eine zeitliche und zugleich auch als kausal interpretierbare Abfolge beschreibt: Personen stellen zunächst fest, dass sie Miriam nicht als Ringerin erkannt haben und reagieren im Anschluss anerkennend. Das Lob für den Erfolg und zwar »als Frau« im Ringen ist also unmittelbar mit einer positiv konnotierten Wahrnehmung des Sportlerinnenkörpers verbunden. Miriam erscheint nicht ›zu männlich‹ oder für eine Frau ›zu muskulös‹. Ihr Körper ist vielmehr erstrebenswert. Sie selbst könne das ja nicht beurteilen, erklärt Miriam, aber »andere« fänden sie »sehr athletisch« vor allem für eine Ringerin, die im »Schwergewicht« kämpft. Eine der häufigsten Fragen, die ihr gestellt werden, sei die, »wie man (.) so nen Körper bekommt« (Miriam, R103).

Der in der Interviewpassage mit Miriam aufscheinende zeitlich-kausale Zusammenhang taucht auch im Gespräch mit der Eishockeyspielerin Nina auf. Wie bereits erwähnt, erklärt Nina mir, dass sie »keine typische Eishockeyfigur« habe. Außenstehende reagieren daher erstaunt und sogar begeistert auf ihr Sportengagement. Denn, so erklärt mir Nina,

»ich glaub man stellt sich immer so bestimmte Typen vor die so ne Sportart machen und (.) ich glaub die meisten stellen sich etwas kleinere Leute vor (.) vielleicht etwas stämmiger und meistens dann auch Frauen mit kurzen Haaren (.) ist einfach so (.) und dann als erstes kommt ›wie (.) Sie spielen Eishockey‹ (lacht) (.)

›ja ich mach kein Ballett‹ und dann so ›oah ja das is ja toll‹ (.) und dann wird halt gefragt in welcher Liga man spielt wenn man dann sagt zweite Bundesliga dann auch ›oah is ja toll‹ und dann erklärt man nen bisschen.« (Nina, EH05)

Im Vergleich zu Miriam formuliert Nina zunächst ein präziseres Bild der von ihr antizipierten Erwartungen. Eishockeyspielerinnen seien in den Augen Vieler kleine, stämmige und kurzhaarige Frauen. Die kurzen Haare fungieren bei Nina ähnlich wie in anderen Interviews als Metapher für »Lesbisch-Sein«. Mit anderen Worten: Nina geht davon aus, dass Außenstehende nicht nur Erwartungen hinsichtlich ihres körperlichen Erscheinungsbildes haben, sondern auch bezüglich ihrer sexuellen Orientierung. Eben diese Erwartungen aber scheint sie nicht zu erfüllen. Darauf verweist die von Nina wiedergegebene Frage »Wie (.) Sie spielen Eishockey?«. Vergleichbar mit der Passage aus dem Gespräch mit Miriam findet sich auch hier das Adverb »dann« – und zwar gleich mehrfach. Nina beschreibt eine schon fast rituell wirkende Abfolge von Begegnungen mit Personen, denen sie das erste Mal von ihrem Sportengagement berichtet. Dem anfänglichen Erstaunen (›erstens‹) folgt Bewunderung (›und dann so oah ja das is ja toll‹) und schließlich weitergehendes Interesse (›dann wird gefragt...‹).

Wenngleich ich die Bedeutung der syntaktischen Struktur hier nicht überbewerten möchte, so ist es dennoch eindrücklich, dass sich in den zitierten Passagen die in Kapitel 3 beschriebene Struktur des Leistungssports wiederfindet: Frauen sind legitime und anerkannte Akteurinnen des Feldes, wenn sie als Frauen und zwar als ›richtige‹ Frauen erkennbar sind. Das von meinen Interviewpartnerinnen erfahrene Lob für ihr Sportengagement ist, so ließe es sich zugespitzt formulieren, an die Bedingung gesellschaftlich konformer Weiblichkeit geknüpft. Frauen in Männersportarten sind wunderbar, wenn sie dem Klischee *nicht* entsprechen, wenn sie also weder Mannweib noch Kampflöse sind. Die dahinterstehende Logik ist also eine bejahende und restriktive zugleich.

Distanzieren sich meine Interviewpartnerinnen von dem an sie herangetragenen Mannweiber- und Lesbenbild zum einen mittels individueller Positionierungen und dem Verweis darauf, dass ihre Körper den negativ besetzten Erwartungen an Frauen in Männersportarten nicht entsprechen, so lässt sich zum anderen beobachten, dass sie sich um eine Zurückweisung des Mannweiber- und Lesbenimages für ihre Sportart als solche bemühen. Das deutet sich nicht nur in der weiter oben zitierten

Sequenz aus dem Interview mit Stefanie an, in der sie über die »48-kg-Mädels« spricht, sondern auch in Utas (EHO4) Verweis darauf, dass ihre »Mannschaft« entgegen gängiger Vorurteile mehrheitlich aus attraktiven Frauen besteht. Es sei schade, erklärt sie mir, dass Gewichtheberinnen in den Augen der meisten als »fett und groß und hässlich« gelten. Weder sie selbst noch ihre Teamkolleginnen entsprächen diesem Bild. »Unsere Mannschaft«, so Uta (GHO4), »besteht zum größten Teil aus Mädchen, die man in der Öffentlichkeit zeigen kann (.) ich meine wir haben auch ne Superschwere dabei (.) aber die is weder hässlich noch irgendwas Anderes.« Die in den Gesprächen mit Uta und Stefanie aufscheinenden Normalisierungsbemühungen finden sich schließlich auch bei der Eishockeyspielerin Lisa (EHO2). Frauen im Eishockey, erklärt mir Lisa, gelten gemeinhin als »sehr männlich (.) dick groß [und] wahrscheinlich irgendwie aggressiv«. Viele wüssten gar nicht, dass im Eishockey »auch schöne Mädchen rumlaufen (1) also wirklich schöne Mädchen«. Die seien »auch ganz normal gebaut« und hätten zudem »ein ganz normales Leben«, seien vielleicht »auch Kindergärtnerin«, wengleich das für manche eventuell »im Widerspruch« zu dem Sport stehe, den sie treiben.

Interessant an den Aussagen der drei zitierten Sportlerinnen ist nicht nur die Tatsache, dass sie das Mannweiber- und Lesbenimage ihrer Sportarten zurückweisen und die dort aktiven Akteurinnen gemäß heteronormativer Weiblichkeitsvorstellungen als schön und fürsorglich und keineswegs nur aggressiv normalisieren. Deutlich wird auch, dass sie die Existenz unkonformer Weiblichkeit nicht gänzlich negieren, sondern relativieren. Es sei im Ringen »nicht nur ›SO‹« erklärt Stefanie, während Uta ihren Teamkolleginnen attestiert, dass diese »zum größten Teil« öffentlich vorzeigbar seien und Lisa feststellt, dass es im Eishockey »auch schöne Mädchen« gebe. Mit anderen Worten: Der von ihnen betriebene Sport ist kein Mannweiber- oder Lesbensport, er ist vielmehr ein Sport, in dem es neben ›normalen‹, attraktiven Frauen auch Mannweiber und Lesben gibt respektive Frauen, deren Verhalten und Körper nicht den herkömmlichen Weiblichkeits- und Schönheitsvorstellungen entsprechen. Genau dies wiederum ist eine Verschiebung, die sich als Versuch interpretieren lässt, ›das Image aufzupolieren‹, wie ich es im Titel dieses Kapitels festgehalten habe, das heißt soziale Anerkennung und damit symbolisches Kapital zu akkumulieren und so die Position des Frauensports innerhalb des sozialen Feldes zu verbessern. Wie ich im Folgenden in einer etwas ausführlicheren Analyse der Fußballerinneninterviews zeige, provoziert

dies allerdings Ausschlüsse und Hierarchisierungen innerhalb der Sphäre des Frauensports.

Dass diese Zusammenhänge in besonderer Weise in den Fußballerinnen-Interviews aufscheinen, lässt sich darauf zurückführen, dass der Frauenfußball, wie bereits angedeutet, auch in öffentlichen Debatten als ›Lesben- und Mannweibersport‹ verhandelt wird. Die Spielerinnen sehen sich daher in vehementerer Form als ihre Kolleginnen aus den anderen untersuchten Sportarten mit dem Vorwurf der Vermännlichung konfrontiert. Zudem führte ich die Interviews im Frühjahr und Sommer 2011, das heißt im Jahr der Frauenfußballweltmeisterschaft in Deutschland. Die Diskussion über Fußball spielende Frauen war zu dieser Zeit in den Medien besonders präsent. Das deutsche Frauenfußballnationalteam, die einzelnen Spielerinnen als auch der bundesdeutsche Frauenfußball wurden in der Presse, im Radio und Fernsehen in all ihren Facetten beleuchtet. Immer wieder tauchten dabei auch das an Fußballerinnen herangetragene Bild des Mannweibs und der Kampfflesbe auf sowie die bereits zitierten spekulativen Zahlen über den Lesbenanteil. Zu beobachten waren dabei immer wieder Bemühungen, den Sport von seinem negativ konnotierten ›Lesbenimage‹ zu befreien. Diese Bestrebungen sind in der Literatur vielfach dokumentiert, vor allem in Bezug auf die mediale Berichterstattung (vgl. Diehr/Groll 2012, Schaaf 2012, Faust/Assmann 2014). Den vom Deutschen Fußball-Bund (DFB) gewählten Slogan »20elf von seiner schönsten Seite«, die kurz vor der Weltmeisterschaft publizierte Fußball-Barbie, die Aufsehen erregenden *Playboy*-Fotos von Bundesliga-Spielerinnen sowie die »Beauty- und Modefotos in Publikumszeitschriften« (Schaaf 2012: 139) beschreiben die Autor_innen dabei als Zeichen einer »Feminisierung des Frauenfußballs« (Degele/Janz 2012: 210).

Vor diesem Hintergrund ist es wenig erstaunlich, dass auch meine Interviewpartnerinnen einen Wandel ihres Sports konstatieren und dessen Mannweiber- und Lesbenimage zu einem Relikt aus früheren Zeiten erklären. Der Frauenfußball, so die einhellige Meinung der Spielerinnen, sei in den vergangenen Jahren weiblicher geworden und habe sich vom Bild des Mannweibs emanzipiert. Dachten lange Zeit alle an Mannweiber, wenn Frauen Fußball spielten, so sei dies dank der zunehmenden Präsenz weiblich wirkender und sich weiblich präsentierender Spielerinnen mittlerweile anders. Den Wandel hin zu mehr Weiblichkeit beschreiben meine Interviewpartnerinnen mithilfe einer Gegenüberstellung eines

Früher und eines Heute und der Erzählung einer generationalen Differenz zwischen den damals und den aktuell aktiven Spielerinnen.

Diese generationale Differenz manifestiert sich für meine Interviewpartnerinnen sowohl in bildlichen Repräsentationen als auch in konkreten Personen, sprich aktiven Fußballspielerinnen. Die langjährige Nationalspielerin Birgit Prinz dient dabei gleich mehrfach als Repräsentantin einer früheren Generation von Fußballerinnen, deren Aussehen als männlich kommentiert wird. Prinz habe in »ihren frühen Jahren [...] schon krass« ausgesehen, stellt Andrea fest. Allerdings seien auch andere mit ihren kurzen Haaren aufgefallen: »[...] das waren fast alle Spielerinnen die so aussahen (.) und da hat man sich schon gefragt was is das jetzt für ne Jungmannschaft« (Andrea, FB05). Für Andrea ist klar, dass die Körperpräsentationen von Birgit Prinz und Co. Spuren hinterlassen haben. »Ich glaube«, erklärt sie mir, »dieses krasse Vorurteil is natürlich auch durch nen gewisses äußerliches Erscheinungsbild sag ich mal der Spielerinnen oder Fußballspielerinnen in der Vergangenheit hochgekommen (.) naja es gab halt ne Zeit wo alle Frauenfußballspielerinnen oder der überwiegende Teil halt total kurze Haare hatte« (Andrea, FB05). Genau das sei heute nicht mehr so, das habe sich »sehr gewandelt«, so Andrea. Da brauche »man nur mal die Nationalspielerinnen anschauen (.) was die für Frisuren haben (.) da is kaum jemand dabei der auch kurze Haare hat« (Andrea, FB05).

Erzählt Andrea den von ihr wahrgenommenen Wandel des Frauenfußballs ausgehend von Erinnerungen an Birgit Prinz und deren Kurzhaarfrisur, so manifestiert sich das Bild des Fußball spielenden Mannweibs für Hannah auf alten Mannschaftsfotos im Vereinsheim ihres Clubs. Das erklärt sie mir in einer längeren Interviewsequenz, in der wir über die öffentliche Wahrnehmung des Fußballs und des Frauenfußballs sprechen. Hannah gebraucht dabei von sich aus den Begriff »Mannsweiber«. Dass dieser das gängige Bild von Fußball spielenden Frauen spiegelt, ist für Hannah völlig klar. »Was glaubst du meinen Leute damit (.) wenn sie die Idee haben (.) beim Fußball spielen nur Mannsweiber« frage ich sie:

»Dass es halt früher (.) schon auch wenn ich mir so alte Mannschaftsfotos von vor fünfzehn Jahren oder so von unserer Mannschaft angucke (.) dann is es halt schon so dass die meisten (1) ja was man halt so als männliche Züge bezeichnet irgendwie haben (l:hm) halt ganz kurze Haare und irgendwie (1) ja (.) das is jetzt sehr inoffiziell (.) unsere Vereinsvorsitzende is ja auch eine von diesen und über die lästern

wir auch immer weil sie einfach (.) irgendwie unmöglich is und unmöglich aussieht und (.) gut das liegt aber auch daran dass sie unmöglich IS (.) ich glaub wenn sie total nett wär dann würd es keinen interessieren dass sie so aussieht (.) aber die is halt einfach auch scheiße ja (.)« (Hannah, FB01)

Die Teamfotos im Clubhaus sind fünfzehn Jahre alt. Zu sehen sind darauf Spielerinnen mit »männlichen Zügen« und »ganz kurzen Haaren«, Merkmale, die – wie bereits erwähnt – vielfach in den Interviews in Zusammenhang mit Vorstellungen über Frauen in Männersportarten auftauchen. In der Beantwortung meiner Frage danach, was eigentlich hinter der »Idee« stecke, Fußballspielerinnen seien Mannweiber, zieht Hannah die Fotos als eine Art Beweis für die frühere Existenz von Mannweibern im Frauenfußball heran (»dann is es halt schon so«). Auf ihnen wird sichtbar, dass Fußballspielerinnen tatsächlich männlich aussahen. In der Folge erklärt Hannah – ähnlich wie es bei Andrea zu beobachten ist – das Aussehen der früheren Spielerinnen zur Ursache des noch heute an sie herangetragenen negativ besetzten Bildes. Die damit verbundenen sanktionierenden Anrufungen sind in ihrer Perspektive also nicht Teil einer Frauen diskriminierenden Praxis, sie sind den Akteurinnen des Frauenfußballs selbst zuzuschreiben.

Das zeigt sich noch verstärkt in Hannahs Bezugnahme auf die Vereinsvorsitzende. In ihr materialisiert sich das mit früheren Zeiten in Verbindung gebrachte äußere Erscheinungsbild der Fußballerinnen im Hier und Jetzt. Sie taucht als ein lebendiges Relikt der früheren Mannweibergeneration auf. Sie sei »ja auch eine von diesen«, so Hannah, sie sei »unmöglich« und sehe »unmöglich« aus. Nach dieser Feststellung folgt in der obigen Interviewpassage eine Sequenz, in der Hannah sich nicht ganz sicher zu sein scheint, ob das von ihr soeben Gesagte legitim ist. Sie scheint an der politischen Korrektheit ihres Urteils über die unbeliebte, wie ein Mannweib aussehende Vereinsvorsitzende zu zweifeln. In der Konsequenz verlinkt sie die Wahrnehmung des äußeren Erscheinungsbilds mit dem Verhalten der Person und versucht auf diese Weise, das »Lästern« im Team zu rechtfertigen: Über das Aussehen der Vereinsvorsitzenden wird letztlich nur schlecht geredet, weil sie »scheiße« sei. Wäre sie ein netter Mensch, dann hätte niemand etwas an ihrer Körperpräsentation auszusetzen. Mit anderen Worten: Kurze Haare und männliche Züge zu haben und aufgrund dessen als Mannweib zu gelten, muss nicht automatisch zu negativen Sanktionierungen führen, es bietet jedoch eine Angriffsfläche.

Den kurzhaarigen Mannweibern früherer Fußballerinnengenerationen stellen meine Interviewpartnerinnen verallgemeinernd eine »jüngere Generation« (Esther, FBo2) gegenüber. Diese legt Wert auf ihr Äußeres, hat lange Haare, schminkt sich und hat »generell (...) nen sehr viel weiblicheres Erscheinungsbild« (Esther, FBo2). Eben dieses repräsentiert im Jahr 2011 in besonderem Maße die Nationalspielerin Lira Alushi.¹⁵ Sie taucht in allen sechs Fußballerinneninterviews dann auf, wenn die Spielerinnen über die dem Frauenfußball attestierte neue Weiblichkeit sprechen. So auch bei der zuvor zitierten Hannah. Für sie ist Lira Alushi ein »gutes Beispiel« für junge Fußballerinnen, die sich explizit weiblich präsentierten. Alushi habe »das ja quasi zu ihrem Image gemacht, dass sie (.) ne RICHTIG WEIBliche Fußballerin« sei (Hannah, FBo1). Sie erscheint damit im deutlichen Kontrast zu der zuvor beschriebenen Vereinsvorsitzenden und Repräsentantin der Generation Mannweib. Auch Hannahs Teamkollegin Esther zieht Lira Alushi heran, um die Unterschiede im Aussehen älterer und jüngerer Fußballspielerinnen zu illustrieren. Im Vergleich zu Birgit Prinz sei Lira Alushi schlank und dünn, weniger muskulös und stämmig, stellt Esther fest. Wenn sie an das Früher und Heute des Frauenfußballs denke, habe sie sofort den Vergleich dieser beiden Spielerinnen vor Augen, »das ist einfach nen unterschiedliches Erscheinungsbild (I:hmh) vom körperlichen her und vom = lange lockige Haare (I:hm) (t) geschminkt (.) lackierte Fingernägel sowas (I:hm) kennt der Frauenfußball eigentlich nicht in Deutschland« (Esther, FBo2).

Die bisher fehlende Präsenz einer mit Schminke und lackierten Fingernägeln verknüpften Weiblichkeit besprechen Esther und ihre Fußballkolleginnen vor allem mit Blick auf die Frage der Attraktivität ihrer Sportart und zwar für Zuschauer_innen, Werbepartner_innen und Sponsoren. Die Spielerinnen sehen einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Aussehen der Spielerinnen und Werbeeinnahmen, und es ist für sie kein Geheimnis, dass dies neben der sportlichen Leistung eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg des Frauenfußballs ist. Wer Sponsoren für den Frauensport finden und Werbung machen möchte, muss gut aussehen, stellt Esther im Interview fest, »das gilt ja auch fürs Schwimmen oder fürs Eislaufen«. Vorbilder dafür gäbe es überall, und genau »solche Vorbilder würden dem Frauenfußball mal ganz gut tun«, fährt sie fort. Mit anderen Worten: Es braucht gut aussehende Vorreiterinnen, die dem

15 | Zum Zeitpunkt der Interviews hieß Lira Alushi noch Lira Bajramaj.

Frauenfußball in den Medien und in der Werbung auf die Sprünge helfen, ihm – wie Esther es formuliert – »breiteren Zuspruch« verschaffen. Das ist aus ihrer Sicht etwas, dass die »bisherigen Aushängeschilder des Frauenfußballs« versäumt haben. Spielerinnen wie Birgit Prinz könnten »für die Sportart noch mehr erreichen«, wenn sie bei Fernsehauftritten und in den Medien allgemein »mehr aus sich machen« würden, sowohl »optisch« als auch »was ihre gesamte Ausstrahlung angeht«, stellt Esther fest (Esther, FBO2). Aushängeschilder seien »nun mal auch für die Werbung des Sports ganz wichtig«. Das sieht auch ihre Teamkollegin Ina (FBO4) so. Die neue Weiblichkeit berge aus ihrer Sicht Perspektiven, den Sport »populärer« zu machen, ihm »marketingtechnisch« neue Möglichkeiten zu verschaffen. »Weibliche Reize« seien ein Potenzial, das es auszunutzen gelte. Es erlaube »Zuschauer zu ziehen (.) auch gerade halt männliche Zuschauer, die dann halt auch an den Spielerinnen interessiert sind« (FBO4), erklärt sie mir.

Zeigt sich in Inas Aussage zum einen, dass sich die im Zuge des Wandels des Frauenfußballs relevant gemachte Weiblichkeit an heteronormativen Geschlechtervorstellungen orientiert, so wird auch deutlich, dass sich die Spielerin des sexistischen Einschlags ihrer Position durchaus bewusst ist. Sportlerinnen nicht aufgrund ihrer Leistung, sondern aufgrund ihres Aussehens zu vermarkten, ist problematisch, das weiß auch Ina. Anstatt jedoch den Gedanken eines »weiblicheren« Frauenfußballs zu verwerfen, legitimiert sie ihn mittels eines Vergleichs zum Männerfußball. Dort interessierten sich Frauen auch nicht für Spieler wie Philipp Lahm oder David Beckham, weil sie gut Fußball spielten, sondern weil sie gut aussähen. Vor allem David Beckham sei ein »POP-Idol«. Er tauche immer wieder in der Werbung auf, auch »mal in seiner Unterhose und macht dann mal ein schönes Foto«. Inas zentrales Argument ist also, dass auch Fußballspieler ihren Körper darstellen und ihrem Aussehen Bedeutung zugeschrieben wird. Warum also sollte der Frauenfußball nicht ähnlich vorgehen, »wenn man jetzt so Spielertypen hat, die das auch verkörpern«, fragt sie. Wenn als schön wahrgenommene Fußballer Werbung machen, warum sollten also nicht auch als schön wahrgenommene Fußballerinnen dies tun?

Was Ina in ihren Überlegungen ausblendet, ist, dass Frauen keineswegs die primären Adressaten des Männerfußballs sind und Werbeumsätze nur zu einem geringen Teil über Individualwerbung einzelner Sportler gemacht werden. Sponsoren adressieren in der Regel ganze

Teams und/oder Vereine und ermöglichen dadurch die Verbesserung und Aufrechterhaltung unter anderem der Trainingsstrukturen. Das, was Philipp Lahm und David Beckham mit ihren Individualverträgen verdienen, verhilft nicht dem Männerfußball zu mehr Bekanntheit und Ruhm, sondern basiert vielmehr darauf, dass es sich um erfolgreiche Spieler handelt. Darüber hinaus lässt Bianca unberücksichtigt, dass Männerfußballfans in der Regel nur dann als solche ernst genommen werden, wenn sie sich für den Sport interessieren und über ein entsprechendes ›Fachwissen‹ verfügen, nicht aber, wenn sie ins Stadion kommen, um schöne Fußballer zu sehen (vgl. Sülzle 2011).

In den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen spiegelt sich sehr deutlich die im Vorlauf der Weltmeisterschaft medial geführte Debatte über Frauen im Fußball wider. Der in der Literatur als »Feminisierung des Frauenfußballs« (Degele/Janz 2012: 2010) beschriebene Wandel taucht dabei als eine von den Spielerinnen positiv bewertete Entwicklung ihrer Sportart auf. Die vielzitierten Mannweiber sind demnach einer »neuen Generation« gewichen, deren Erscheinungsbild weiblich und werbetauglich ist; und das ist nach Einschätzung meiner Interviewpartnerinnen gut so. Denn mehr Weiblichkeit impliziert in der von ihnen relevant gemachten Logik des Werbe- und Sponsorenmarktes eine – auch in sportlicher Hinsicht – bessere Zukunft des Frauenfußballs.

Erklären sich meine Interviewpartnerinnen einerseits zu Fürsprecherinnen der neuen Weiblichkeit und beschreiben diese als Chance für ihren Sport, so ist bemerkenswert, dass sie sich andererseits nur bedingt als Teil eben dieses Wandels sehen. Mehr noch, sie distanzieren sich sogar von der in ihren Augen »ein bisschen tussigen« (Ina, FBo4) Weiblichkeit, die Spielerinnen wie Lira Alushi oder Anja Mittag verkörpern. »Also ich muss das jetzt nicht haben«, erklärt mir Ina, und ihre Teamkollegin Hannah bekennt, sie sei »ja nicht so der Inbegriff einer Tussi« und gehöre nicht zu den Frauen, die »High-heels« anziehen. Ähnlich geht es Esther (FBo2). Im Interview frage ich sie an einer Stelle ganz direkt, welche Bedeutung ›Sich-schön-machen‹ im Sport habe. »Ja, wenn es den Frauenfußball attraktiver macht, dann find's ich gut«, antwortet sie. Allerdings solle man es »nicht übertreiben«. Das sehe sonst »aufgesetzt« aus und zudem würde sie »nicht mit Schminke auf den Platz gehen«. Das zerlaufe dann alles. Was sich in der Aussage Esthers andeutet, taucht gleich mehrfach in den Interviews auf, nämlich die Einschätzung, dass

die »neue Weiblichkeit« des Frauenfußballs mit dem realen Sport nur bedingt kompatibel ist.

Das zeigt sich auch in der bereits zitierten Sequenz aus dem Gespräch mit Ina, in der sie sich von der aus ihrer Perspektive »ein bisschen tussigen« Weiblichkeit abgrenzt. Was sie mit »tussig« meint, erklärt Ina anhand einer Szene aus der Dokumentation »Die besten Frauen der Welt« (»die ham ja auch nen Film gedreht bei der WM beispielsweise wo die sich noch die Fingernägel ehm da abmachen mussten« (FB04)). Es handelt sich dabei um einen Film, der das deutsche Fußballnationalteam der Frauen auf seinem Weg zum Weltmeistertitel 2008 in China begleitet. Die Szene, von der Ina spricht, spielt in der Umkleidekabine des Teams kurz vor Beginn eines Spiels. Zu sehen sind die Spielerinnen Lira Bajramaj und Anja Mittag, die der Schiedsrichterin beim Trikot- und Ausrüstungscheck, ihre Hände zeigen müssen und anschließend aufgefordert werden, ihre Fingernägel zu schneiden, da diese zu lang sind und somit in Zweikämpfen eine Verletzungsgefahr darstellen. Wesentlich ist in der Sequenz, dass die Spielerinnen der Aufforderung der Schiedsrichterin nur ungern nachkommen und zunächst versuchen, ihre Fingernägel bzw. ihre Hände hinter dem Rücken zu verstecken. Was im Film als Inszenierung der Spielerinnen als »richtige« Frauen lesbar ist, fungiert im Interview mit Nina als impliziter Verweis darauf, dass die »neue Weiblichkeit« des Frauenfußballs nur bedingt mit der sportlichen Praxis kompatibel ist. Die langen Fingernägel müssen auf Geheiß der Schiedsrichterin abgeschnitten werden.

Was in den Positionierungen meiner Interviewpartnerinnen aufscheint, ist die Tatsache, dass der beschriebene Wandel zu mehr Weiblichkeit in keiner Weise ein Wandel des Frauenfußballs an und für sich ist, sondern ein Wandel seiner Repräsentation. Zur Debatte steht nicht die sportive Praxis, sondern die Art und Weise, wie über den Frauenfußball kommuniziert wird und wer für ihn (ein-)stehen darf. Frauenfußball spielen und Frauenfußball repräsentieren, so ließe es sich formulieren, entpuppen sich folglich als zwei gänzlich unterschiedliche Dinge – und sind, wie ich im Folgenden zeige, doch unmittelbar miteinander verwoben.

Erzählen meine Interviewpartnerinnen einerseits vom Wandel zu mehr Weiblichkeit und davon, dass die Spielerinnen heute im Vergleich zu früher nicht mehr wie Mannweiber aussehen, so skizzieren sie andererseits ein Bild ihres Sports, das weit mehr Facetten von Frausein und Weiblichkeit zeigt, als es die Beschreibung der »neuen Weiblichkeit« ver-

muten lässt. Mannweiber beziehungsweise männlich wirkende Fußballerinnen gibt es nach wie vor. Davon zeugen nicht zuletzt jene Interviewsequenzen, in denen die Spielerinnen berichten, dass sie manchmal über Gegnerinnen sagen würden »ey guck mal (.) die sieht aus wie nen Mann« (Ela FB04). Zudem, so stellt Hannah fest, könne die Vorstellung Fußball spielender Mannweiber ja auch nicht »komplett weg« sein. Denn »es sind ja in gewisser Weise schon körperliche Veränderungen da (.) jetzt nicht wie bei ner Gewichtheberin oder bei ner Boxerin sondern halt weniger (.) aber trotzdem schon (.) und (.) dass vielleicht auch viele irgendwie so von ihrer Umgangsform so nen bisschen burschikoser oder sowas wirken« (FB01). Hannah zufolge ist die Existenz einer, wie sie es nennt, burschikosen Weiblichkeit unmittelbar mit dem Sport verbunden. Frauenkörper, die gemeinhin als Mannweiber bezeichnet werden, sind demnach Produkt sportlicher Praxis – und somit unvermeidbar.

Was meine Interviewpartnerinnen schließlich auch klarstellen, ist, dass »Homosexualität« und der Umgang damit im Frauenfußball ein »alter Hut« (Esther FB02) sei. Ganz im Gegenteil zum Männerfußball, wie Esther findet. »Die müssen da doch total unglücklich sein«, stellt sie fest. Mit anderen Worten: Im Frauenfußball können auch lesbische Spielerinnen glücklich sein. Das bestätigen auch ihre Teamkolleginnen Hannah (FB01) und Ina (FB03). Das sei alles »kein Thema und kein Problem« (Hannah, FB01), »ja es is so es gehört dazu und (.) ja (I:hm) sollen sie mit klarkommen« (Ina, FB03). Ela wiederum verdeutlicht die Selbstverständlichkeit der Präsenz lesbischer Spielerinnen anhand eines, wie sie es nennt, »Skandals« in Holland. Dort habe ein Verein zwei Spielerinnen aus dem Team ausgeschlossen, weil sie eine Beziehung miteinander gehabt hätten. »Wenn man das bei jedem Verein [macht] (lachen) (.) dann hätte man keine Mannschaft [mehr]« (Ela, FB03).

Der Erzählung eines für Sponsoren und Werbepartner_innen »aufpolierten« Bildes des Frauenfußballs stellen die Spielerinnen also letztlich eine weit offenere und vielfältigere Fußballwelt gegenüber. Sie beschreiben ihn als einen sozialen Raum, der lesbisches Leben ermöglicht und problemlos integriert und damit durch das gekennzeichnet ist, was Mennesson/Clément (2003) als »permissive homosociability« nennen (ebd.: 313).

Wie sich in den Interviews zeigt, ist der Frauenfußball und – im Sinne kleinerer Einheiten dessen – die Gemeinschaft des jeweiligen Teams jedoch nicht nur durch diese Offenheit gekennzeichnet, sondern auch

durch eine kollektive Verantwortung aller Spielerinnen für die Repräsentation ihres Sports und somit für das Bild des Frauenfußballs in der Öffentlichkeit. Dies klingt in den weiter oben zitierten Passagen an, in denen meine Interviewpartnerinnen das Mannweiber- und Lesbenbild des Frauenfußballs nicht auf sexistische Strukturen zurückführen, sondern auf das äußere Erscheinungsbild einer älteren Fußballerinnengeneration. Die darin enthaltene Schuldzuweisung spiegelt sich auch in Esthers Vorwurf an Birgit Prinz und ihre Mitstreiterinnen, sie hätten sich nicht ausreichend für den Frauenfußball eingesetzt und hätten »mehr aus sich machen können« (Esther, FB02). Der Gedanke Bourdieus, dass das symbolische Kapital »Gemeinbesitz aller Mitglieder einer Gruppe« (Bourdieu 1998:175) ist, lässt sich in diesem Zusammenhang als die Verpflichtung lesen, die soziale Anerkennung und Bedeutung der Gruppe nicht aufs Spiel zu setzen, sondern verantwortungsvoll mit ihr umzugehen. Mit anderen Worten: Die »permissive homosociability« (Menesson/Clément 2003: 313) des Frauenfußballs hat ihre Grenze dort, wo Körperpräsentationen und Lebensweisen die über Jahre erkämpfte Verschiebung von einer Mannweiber- und Lesbensportart hin zu einer Sportart, in der auch Mannweiber und Lesben aktiv sind, gefährden.

Genau dies aber schafft eine Hierarchie innerhalb des Frauensports, nämlich eine Hierarchie von Weiblichkeiten. Sie differenziert unter anderem zwischen denen, die den Fußball *repräsentieren* dürfen und jenen, die ihn nur spielen. Zentral ist dabei, dass es nicht eine Form der Über- und Unterordnung ist, die mittels harter Sanktionen durchgesetzt wird, sondern vielmehr durch eine »sanfte Gewalt« (Bourdieu 2005: 8), das heißt eine symbolische Gewalt, die den Akteurinnen des Frauenfußballs innerlich ist. Was das meint, deutet sich im Interview mit Esther (FB02) an, wenn sie mir gegenüber äußert, sie »finde es ehm ganz gut, dass es (lesbische Beziehungen, K.H.) nach außen hin also gerade was wieder die Medien angeht (.) nicht so oft öffentlich gemacht wird (.) weil das würde dem Ruf schon schaden« (Esther, FB02). Was Esther hier nicht sagt: Sie selbst lebt lesbisch. Die Unsichtbarkeit lesbischer Fußballerinnen beziehungsweise ihre Zurückhaltung in der Kommunikation ihrer Lebensweise und ihres Begehrens als einen Akt der »eigenen Isolation« (Kittmann 2009: 193) zu bezeichnen, halte ich vor diesem Hintergrund für fehlleitend. Es deutet sich vielmehr an, dass der Verzicht auf Öffentlichkeit den sozialen Sinn der Sportlerinnen für das Feld des Sports spiegelt.

